

Eine Familie bleibt auch
im Heim eine Familie

Seite 34

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



Jugend & Medien

Abschied von der Bewahrpädagogik

Stürze vermeiden - Sicherheit geben



HERBSTAKTION!
20% Rabatt auf das
DAZA Sortiment!

Basis Optiscan-Set



Optiscan-Set mit 16 Kanälen



Pager



DAZA - Die effektive Sturzprävention von Pflegekräften entwickelt!

- Im ganzen Haus flexibel einsetzbar, als Einzel- oder Systemlösung
- Mit allen Rufsystemen kombinierbar
- Einfache Handhabung - Plug and Play
- Kombination aus Infrarottechnologie und smarter Software
- Keine Wartung notwendig, zuverlässig und stabil

Profitieren Sie von unserer Herbstaktion! 20% Rabatt!

Bereits für weniger als SFr. 1'000, schaffen Sie ein sicheres Lebensumfeld für Ihre Bewohner und Patienten.

Bei Bestellungen bis Ende 2015, erhalten Sie 20% Rabatt auf das gesamte DAZA Sortiment!

Nehmen Sie noch heute mit uns Kontakt auf - wir beraten Sie gerne.



DAZA Vertrieb durch Mediq Suisse AG - www.mediqsuisse.ch

Mediq Suisse AG | Hungerbühlstrasse 12c | CH-8500 Frauenfeld | Tel.: +41 52 720 25 26 | info@mediqsuisse.ch



«Kinder und Jugendliche haben ein grösseres technisches Know-how als die Erwachsenen, um auch in die dunkelsten Räume des Internets vorzudringen.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

Immer, wenn neue Erfindungen das Zusammenleben der Menschen grundsätzlich verändern, sind die Kulturpessimisten nicht weit. Sie warnten vor der Eisenbahn als Teufelszeug, das wegen seiner Geschwindigkeit Kopf und Seele der Menschen verrückt mache. Sie fürchteten eine kulturelle und sittliche Verwahrlosung, als in Jahrmarktständen die ersten Filme über die Leinwand flimmerten. Sie sahen bei der Einführung des Fernsehens die Familie gefährdet. Und sie sehen heute mit Internet und Smartphones alle Grenzen des kultivierten Zusammenlebens und des guten Geschmacks einstürzen.

Fraglos: Das Internet hat das Angebot an Informationsmüll in einem erschreckenden Ausmass vervielfacht. Was im Netz verbreitet wird, ist zuweilen so dumm, geschmacklos und menschenverachtend, dass es schwerfällt, sich nicht bei den Kulturpessimisten einzureihen.

Trotzdem – und gerade deshalb – soll die Oktoberausgabe der Fachzeitschrift Mut machen. Die Redaktion hat das «3. Nationale Fachforum Jugendmedienschutz», das im September in Bern stattfand, zum Anlass genommen, über die Entwicklungen zu berichten, die die Medienpädagogik seit dem 2. Forum vor zwei Jahren gemacht hat. Das Fazit: Mut tut gut – sich der Herausforderung zu stellen, die die digitale Revolution nicht nur für Erzieher und Pädagoginnen, sondern für die ganze Gesellschaft darstellt. Die erzieherischen Massnahmen, sagt im Interview die Medienpädagogin Monika Luginbühl, sollen nicht mehr darauf angelegt sein, die Kinder und Jugendlichen vom digitalen Schrott fernzuhalten und sie vor Schaden zu bewahren; vielmehr soll ihnen die konzeptuelle Medienpädagogik Anleitungen und Hilfe bieten, mit dem riesigen und letztlich unübersichtlichen Angebot im Internet umzugehen (Seite 6).

Es wäre eine Illusion, zu glauben, die Kinder und Jugendlichen kämen nicht mit fragwürdigen, zynischen, gefährlichen und gar illegalen Inhalten in Berührung. Zumeist haben die jungen

Menschen ein weit grösseres technisches Know-how als die Erwachsenen, um auch in die dunkelsten Räume des weltweiten Netzes vorzudringen. Pornografie, Gewalt, Lügen sind mit zwei Klicks auf den Bildschirmen. Doch die jungen Menschen bewältigen diese Inhalte nicht allein. Darum braucht es die Erwachsenen, die Anleitungen geben im Umgang mit absehbaren oder riskanten Angeboten.

Anleitung ist aber auch nötig, um die Chancen des World Wide Web zu nutzen. Die Fachfrau Divina Frau-Meigs fordert dazu «medientaugliche Schulen» (Seite 11), die Kindern und Jugendlichen beibringen, ihr Leben in einer Art zu erweitern, wie es in der Menschheitsgeschichte noch nie möglich war. Denn das bieten Laptops, Tablets und Smartphones auch: jederzeit und überall in Verbindung zu stehen mit den Menschen auf der ganzen Welt, die uns lieb und teuer sind, Zugang zu haben zu Serviceangeboten, zu Archiven, zu Fotoalben, zu Filmen, zu Bibliotheken.

Einen Beitrag dazu liefert ab dieser Ausgabe auch die Fachzeitschrift: Ab sofort ist eine digitale Version im Netz verfügbar; Abonnentinnen und Abonnenten können sie via App kostenlos herunterladen. Wie das geht, entnehmen Sie der Anleitung, die dieser Ausgabe beiliegt. ●



Hotel & Gastro formation by Hotel & Gastro Union Gastro/Hotellerieausweise



Planen Sie Ihre Karriere mit uns

Wir führen Sie zu eidgenössischen Fachausweisen und Diplomen

- **Lehrgänge auf die Berufsprüfungen**
Beginn März 2016 – Chefkoch/-köchin
 – Bereichsleiter/in Restauration
Beginn Juni 2016 – Bereichsleiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
Beginn August 2016 – Chef de Réception (Basismodule)
- **Lehrgänge auf die Höheren Fachprüfungen**
Beginn Juli 2016 – Küchenchef/in
 – Leiter/in Restauration
 – Leiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
 – Leiter/in Gemeinschaftsgastronomie

Ausbildungskurse für Berufsbildner/innen (Lehrmeisterkurse)
 5 x jährlich: Februar, April, Juni, September und November

Rufen Sie uns an – wir beraten Sie gerne!

Hotel & Gastro formation | Eichstrasse 20 | Postfach 362 | 6353 Weggis
 Telefon +41 (0)41 392 77 77 | Fax +41 (0)41 392 77 70
 hbb@hotelgastro.ch | www.hotelgastro.ch



COMUNITAS

Comunitas Vorsorgestiftung
 Bernastrasse 8
 3000 Bern 6
 Telefon 031 350 59 59
 www.comunitas.ch



Jetzt für später vorsorgen.
 Mit Vorsorgelösungen à la carte.

Menschliche und professionelle Betreuung

Das IWAZ bietet Menschen mit einer körperlichen oder/und psychischen Beeinträchtigung ein Zuhause. Rund 60 Bewohnerinnen und Bewohner im Alter zwischen 20 und 88 Jahren finden bei uns während 24 Stunden und 365 Tagen Unterstützung in der Bewältigung ihres Alltagslebens. Neben der individuellen und qualitativ hochstehenden Betreuung wird insbesondere eine medizinische Pflege sichergestellt.

Für den Bereich Wohnen suchen wir eine führungsstarke, sozial kompetente und menschlich reife Persönlichkeit als:

Bereichsleitung Wohnen (m/w) 100 %

Ihre Hauptaufgaben

Sie sind verantwortlich für den Bereich Wohnen und tragen gemeinsam mit Ihren rund 30 Mitarbeitenden bestmöglich zu einer hohen Lebensqualität für die Bewohnerinnen und Bewohner bei. Die Gestaltung des Alltags und die enge Zusammenarbeit mit den übrigen Bereichen bilden dabei Schwerpunkte. Zudem schaffen Sie Strukturen, um die konzeptionellen Grundlagen umfassend zu implementieren. Gemeinsam mit Ihren Geschäftsleitungskollegen sorgen Sie dafür, dass die ideelle Ausrichtung des Bereichs Wohnen im Alltag gelebt wird. Sie vertreten den Bereich Wohnen gegen aussen und pflegen Kontakte zu Partnern. Ausserdem engagieren Sie sich in übergeordneten Projekten, um den Bereich Wohnen zukunftsgerichtet weiterzuentwickeln.

Ihr Profil

Ihr Herz schlägt für Menschen mit Handicap, mit denen Sie eine tragfähige Beziehung aufbauen können. Sie sind eine Dipl. Pflegefachperson mit Kaderausbildung und Führungskompetenzen und arbeiten gerne aktiv in der Pflege mit. Als Generalist/in fällt es Ihnen leicht, den Gesamtüberblick zu behalten. Sie gehen Aufgaben pragmatisch an, verfügen über eine verbindende Ader und suchen den aktiven Austausch.

Sie überzeugen durch Sozial-, Führungs- und Kommunikationskompetenz, sind integer, offen und zielorientiert.

Unser Angebot

Die stetige Weiterentwicklung des Bereichs Wohnen und angedachte Erweiterung des Angebots bieten Ihnen Platz für eigene Ideen sowie Entwicklungspotential. In Ihren Aufgaben werden Sie von der Geschäftsleitung aktiv unterstützt.

Ihr nächster Schritt

Interessiert Sie diese vielfältige und spannende Aufgabe? Allfällige erste Fragen beantwortet Ihnen gerne Frau Miriam Notter, Leiterin Personaldienst, Tel. 044 933 23 04. Wir freuen uns auf Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen inkl. Foto via Post (keine Online-Bewerbungen), zu Hd. Frau Miriam Notter, Leiterin Personaldienst.



Digital naiv



11

Nackt-Selfies



20

Gesunder Grünraum



45

Inhaltsverzeichnis

Jugend & Medien

Angesagt ist Befähigungspädagogik

Die Bewahrpädagogik hat abgedankt: Digitale Medien sind in Institutionen für Kinder- und Jugendliche mehrheitlich akzeptiert. Jetzt geht es um den nächsten Schritt Richtung Befähigung.

6

Technisch top, im Umgang hilflos

Technisch sind die Jugendlichen am Handy top. Wie sie die Informationsfluten verarbeiten können, wissen aber viele nicht. Professorin Divina Frau-Meigs fordert medientaugliche Schulen.

11

Komplizierte Identitätsfindung

Das Internet verändert die Beziehungen der Menschen untereinander. Für Jugendliche heisst das: Ihre Identitätsfindung ist komplizierter geworden, sagt der Medienpädagoge Franz Josef Röhl.

14

Sexting gibt es

Wie weit verbreitet das Verschicken pornografischer Bilder unter Jugendlichen tatsächlich ist, weiss man nicht. Keine grosse Sache daraus machen, rät Jugendpsychologe Allan Guggenbühl.

20

Das Gift im Internet

Bei Cybermobbing ist sofortiges Eingreifen notwendig, damit sich das Gift im Internet nicht still und hinterhältig ausbreiten kann.

23

Die Angst vor Kontrollverlust

Begünstigen Handyfilme Gewalt? Verursachen sie Übergriffe gar? Nein, die Debatte über das jugendkulturelle Medium spiegelt womöglich die Angst der Erwachsenen vor Kontrollverlust.

26

Gefahren und Chancen des Gamens

Spielen am Computer und auf Smartphones ist unter Jugendlichen weit verbreitet. Zwar gibt es tatsächlich Gefahren. Aber die Spiele bieten durchaus auch Chancen, Fertigkeiten zu üben.

31

Alter

Die Familie im Heim

Für ältere Menschen und ihre Angehörigen im Heim ist es wichtig, dass Pflegende ihre familiale Situation verstehen und Raum für das Leben von Familienbeziehungen im Alltag schaffen.

34

Sicherer Rollator

Manchmal sind Rollatoren gefährliche Unfallverursacher: Bergab machen sie sich selbstständig, oder sie sperren sich gegen Trottoirränder. Mit dem «iWalkActive» soll das nicht mehr passieren.

39

Kinder und Jugendliche

Kiffen ist Gift für den Kopf

Früher Cannabiskonsum fordert einen hohen gesundheitlichen und psychosozialen Preis. Junge sprechen später von einem «Loch in ihrer Entwicklung».

42

Management

Grünraum macht gesund

Der Grünraum von Altersinstitutionen übt auf die Bewohnenden eine gesundheitsfördernde Wirkung aus. Um das ganze Potenzial auszuschöpfen, braucht es ein professionelles Management.

45

Lohrs Legislatur

Herzblut und Fairness

In der Sache Herzblut zeigen und dabei fair bleiben: Das sind die Ziele von CVP-Nationalrat Christian Lohr auch in der neuen Legislatur.

49

Journal

Kolumne: Carte blanche

50

Stelleninserate

4, 28, 30

Titelbild: Im Umgang mit den digitalen Mobilgeräten sind Jugendliche den Erwachsenen um Längen voraus. Beim Einordnen der Datenfluten hingegen sind sie auf Hilfe angewiesen. Foto: Martin Rüetschi/Keystone

Impressum Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2015, 86. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sojobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Susanne Weber • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

Entwicklung der Medienpädagogik in der Sozial-, Heil- und Sonderpädagogik

«Heimleitungen müssen den Mut haben, einen offensiven Weg zu gehen»

Die Bewahrpädagogik hat abgedankt: Digitale Medien sind in Institutionen für Kinder- und Jugendliche mehrheitlich akzeptiert. Doch jetzt geht es darum, den nächsten Schritt zu machen Richtung Befähigung, sagt Monika Luginbühl*. Dazu braucht es ein Konzept.

Interview: Beat Leuenberger

Frau Luginbühl, am «2. Nationalen Fachforum Jugendmedienschutz» vor zwei Jahren hielten Sie ein Referat mit dem Titel «Förderung von Medienkompetenz bei Jugendlichen mit spezifischen Bedürfnissen». Wie hat sich die Situation in der Sozial-, Heil- und Sonderpädagogik auf diesem Gebiet damals dargestellt?

Monika Luginbühl: Die Fachleute aus der Praxis diskutierten an diesem Workshop 2013 ganz intensiv den bewahrpädagogischen Impuls. Er war stark spürbar. Die Branche hatte die digitalen Medien, die sich rasch verbreiteten, tendenziell als Gefahr wahrgenommen, und wollte die Kinder und Jugendlichen davor schützen mit einer bewahrpädagogischen Reaktion. Mit strengen,

manchmal auch ein bisschen rigiden Regeln versuchte man, die Probleme, die in Zusammenhang mit digitalen Medien auftauchten, möglichst von den Institutionen fernzuhalten.

Das ist zwar nachvollziehbar, doch schon damals war eigentlich klar, dass Abschottung nicht funktionieren kann.

Ja, Abschottung ist nicht wirklich sinnvoll, denn die Kinder befinden sich so zwar vermeintlich unter einer Art Schutzglocke. Effektiv sind sie aber voll in die digitale Welt involviert. Denn die gut gemeinten Strukturen werden, spätestens seit es Smartphones gibt, schlicht und einfach unterwandert. Das Fazit war also ernüchternd: Wir haben es nicht im Griff. Nicht in den Institutionen, aber auch nicht in der Zusammenarbeit mit den Eltern.

«Digitale Medien zu ignorieren, begegnet mir im sonderpädagogischen Bereich noch ab und an.»

Warum nicht?

In den Institutionen, in denen es Strukturen gab, die – gut gemeint – Kinder und Jugendliche während der Woche deutlich einschränkten, stellte man fest, dass digitale Medien umso inflationärer am Wochenende konsumiert und die Abstinenz kompensiert wurde.

Verbote erwiesen sich also nicht als tauglich?

Nein. Vielmehr tauchten viele Fragen auf, und die Suche nach Orientierung begann. Und irgendwann setzte eine Entwicklung ein hin zur Akzeptanz: Digitale Medien und das Internet sind einfach da, und sie gehen auch nicht mehr weg. Also müssen wir uns zwangsläufig mit dem Thema differenziert auseinandersetzen.

Stellen Sie auch eine Entwicklung fest, weg von der negativen Bewertung der digitalen Medien?



* **Monika Luginbühl**, Sozialarbeiterin und Erwachsenenbildnerin, ist Dozentin für Sozialpädagogik und Kindererziehung an der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule (BFF) in Bern. Am «3. Nationalen Fachforum Jugendmedienschutz» Anfang September referierte Luginbühl im Workshop «Medienpädagogik als Teil der Sozial-, Heil- und Sonderpädagogik».

Tatsächlich ist eine Differenzierung spürbar geworden im Sinn von: Zwar stellen digitale Medien ein Stück weit eine Gefahr dar, gerade auch für unsere Kinder und Jugendlichen; sie beinhalten aber gleichzeitig auch viele Potenziale. Der Umgang mit ihnen ist für unser Berufsfeld zu einer wichtigen Aufgabe geworden.

Schon vor zwei Jahren stellten die Sozialpädagoginnen und –pädagogen fest, dass digitale Medien ihre Profession fordern. Was ist aus dieser Erkenntnis inzwischen geworden?

Sie gilt auch heute noch. Wir sind immer noch daran, entsprechende Antworten zu entwickeln, die für unseren Bereich passen. Inzwischen gibt es viele Strategien im Umgang mit digitalen Medien; sie sind aber nicht unbedingt auf die Sonderpädagogik zugeschnitten.

Sie haben einen «Haltungstypenfächer» entwickelt, der das Spektrum an Haltungen aufzeigt, die Sie in der sonderpädagogischen Praxis beobachten. Wo steht die Branche heute, und wohin sollte sie kommen?

Die erste Haltung ist, wie gesagt, digitale Medien zu verbieten – die klassischste Form von Bewahrpädagogik. Man trifft sie heute nicht mehr so häufig an. Digitale Medien zu ignorieren dagegen ist schon eher eine Position, die mir im sonderpädagogischen Bereich noch ab und an begegnet.

Welche Motive stecken dahinter?

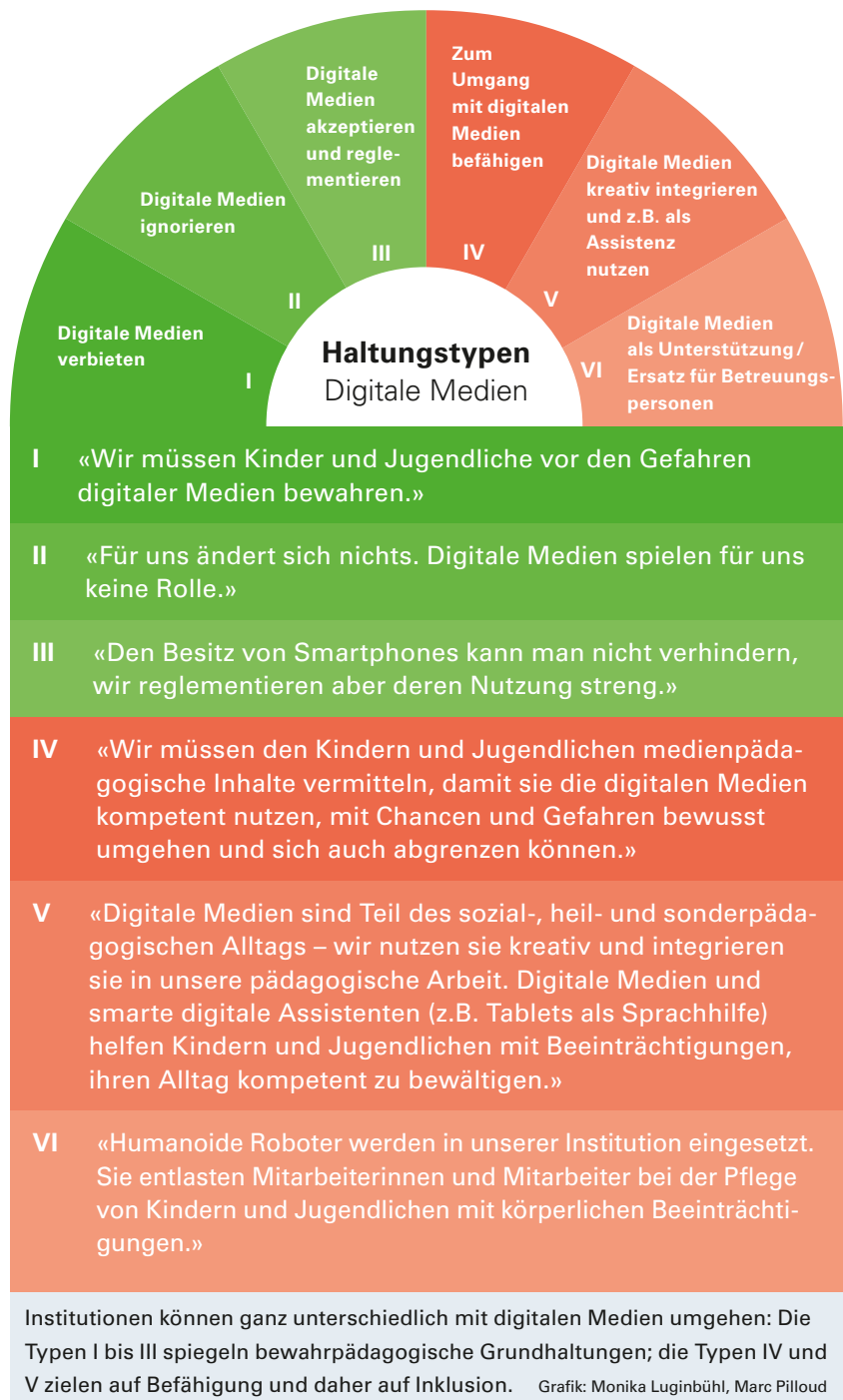
Die Verantwortlichen der Institutionen stellen fest, dass ihre Klientinnen und Klienten die digitalen Medien noch nicht wirklich entdeckt haben, und sagen sich: «Wir machen sie sicher nicht von uns aus darauf aufmerksam und generieren damit womöglich Probleme, die wir aktuell zum Glück nicht haben. Die Kehrseite davon ist natürlich, dass auch die Potenziale digitaler Medien – in diesem Fall die Nutzung in Richtung Inklusion – nicht zum Tragen kommen.»

Lässt sich diese Position auf die Dauer aufrechterhalten?

Wahrscheinlich nicht. Sie ist in Institutionen für erwachsene Menschen mit einer Behinderung noch verbreitet, ändert sich neuerdings aber auch dort. Denn für die jüngeren Bewohnerinnen und Bewohner wird das Thema, etwas verlangsamt als in anderen Institutionen, jetzt aktuell.

Sie haben noch mehr Haltungen gefunden.

Der nächste Schritt ist, digitale Medien zu akzeptieren und zu reglementieren. Zwischen rigiden und angepassten Regeln tut sich natürlich ein weites Feld auf. Dass es Regeln braucht, bestreitet niemand, auch ich nicht, aber welche es sind, wäre zuerst noch auszumachen.



Ein deutlicher Qualitätssprung passiert mit der Haltung, Kinder und Jugendliche zum Umgang mit digitalen Medien zu befähigen. Wenn es nicht nur um Regeln geht, sondern auch um Befähigung, befinden wir uns in einem ganz anderen Bereich der Pädagogik.

Noch weiter geht die Haltung, digitale Medien kreativ zu integrieren und als Assistenz zu nutzen, wenn nötig und sinnvoll. Es ist ein Schritt in Richtung positiv vorgelebte Medienkultur in Institutionen: Jede Mitarbeiterin, jeder Mitarbeiter zeigt aufgrund des persönlichen Umgangs, wie diese Medien beispielhaft zu gebrauchen sind.

Auf dem letzten Feld Ihres Haltungstypenfächers geht es um Robotik. Zurzeit wohl noch kein Thema bei uns?

>>

Nein, aber in Japan werden Pflegeroboter entwickelt und sind im Kommen. Gut möglich, dass wir in den nächsten zehn, zwanzig Jahren damit auch in unserem Bereich konfrontiert sein werden.

Wenn Sie zurückblicken: Welche Haltungstypen haben in den letzten Jahren dominiert?

Sie waren eher bei der Bewahrpädagogik angesiedelt, beim Ignorieren und Reglementieren. Von Befähigung war noch wenig zu erkennen.

Und wie beurteilen Sie den Stand heute?

Da es keine Studien zu dem Thema gibt, beruht meine Einschätzung auf dem regelmässigen Austausch mit Vertreterinnen und Vertretern aus der Praxis. Dieser zeigt, dass der Abschied vom Bewahren zu einem grossen Teil erfolgt ist. Die ganz rigide verneinende Position treffe ich deutlich seltener an als noch vor drei, vier Jahren. Es hat sich wirklich etwas verändert. Der Schritt hin zum Befähigen ist hingegen immer noch eher mit Ambivalenz verbunden. Die Leute in den Institutionen fragen sich: Wie weit ist das unsere Aufgabe? Oder sie sagen sich: Doch, es wäre schon unsere Aufgabe, aber wie können wir Befähigung bei uns umsetzen? Zwar gibt es mehr Akzeptanz für den Besitz der Geräte, aber eine eigentliche Befähigung im Sinn einer medienpädagogischen Arbeit ist an den wenigsten Orten konzeptuell verankert und vertieft bearbeitet.

Welche konkreten Situationen treffen Sie in der Praxis an?

Häufig geht die Entwicklung weg vom Bewahren zu einem Setting, das eine Altersbeschränkung für den Besitz eines Smartphones festlegt – etwa ab 12 Jahren. Weiter gibt es einen Vertrag, der regelt, was erlaubt ist mit den Geräten und was nicht. Und es werden die Eltern stark in die Verantwortung genommen, weil sie es sind, die die Abonnements bezahlen und damit festlegen, wie viele Daten die Kinder herunterladen dürfen.

«Bewahren und Akzeptieren prägen die letzten Jahre, noch wenig die Befähigung.»

Erfüllen solche Arrangement den angestrebten Zweck?

Falsch sind sie per se nicht, reichen aber aus meiner Sicht nicht aus, weil der Befähigungsteil damit noch nicht abgedeckt ist. Doch es gibt erste Ansätze und Ideen, die weitergehen. Ich stelle fest, dass sich jüngere Berufsleute in Ausbildung oft mit dem Thema befassen. Sie suchen und finden langsam aber sicher Antworten. In den vergangenen Jahren sind auch spannende Bachelorarbeiten dazu entstanden.

Bei welcher Station auf dem Handlungstypenfächer ist die Branche mittlerweile angekommen?

Ich würde sagen, aktuell sind wir ein gutes Stück weit vom Bewahren entfernt, sind aber noch nicht ganz bei der Befähigung angelangt.

Was ist als Nächstes zu tun? Wie muss es weitergehen?

Es gibt verschiedene Ansätze, wie sich die Institutionen weiterentwickeln können. Dieses Jahr etwa ist eine Broschüre** entstanden, die die spezifischen Handlungsfelder für die Sozial-, Sonder- und Heilpädagogik beschreibt. Diese arbeiten ja oft an Schnittstellen – zum Elternhaus, zur Schule, zur Ausbildung, zu einem erweiterten Netzwerk. In der Broschüre findet sich eine Erläuterung, was Medienkompetenz eigentlich bedeutet, sie enthält verschiedene Fragebögen, die eine Einordnung zulassen, wie es mit der eigenen Medienkompetenz steht. Und die Fragebögen geben Auskunft darüber, in welchem Bereich welcher Handlungsbedarf besteht. Dies ist vor allem als Anregung und Anstoss gedacht für die Teams in den Institutionen, sich mit diesen Fragen vertiefter auseinanderzusetzen. Schliesslich enthält die Broschüre eine Sammlung von weiterführenden Links und Informationsangeboten zum Thema.

Weshalb liegt Ihnen die Befähigung, vor allem der Kinder und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen, so sehr am Herzen?

Anzeige

«Das Wohl Ihrer Bewohner liegt uns sehr am Herzen»

Unsere Planung und Vorbereitung, unsere Erfahrung, unser klares, effizientes System und unsere Leidenschaft machen den Umzug für Bewohner und Betreuer einfacher und komfortabler.

www.heimdislokationen.ch



Mit Garantie!

SCHNELLMANN
Heimdislokationen

Ein erster Schritt zu einer bereichernden Medienkultur

Auch Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen sind intensiv mit digitalen Medien konfrontiert. «Mit der Zeit zu gehen, heisst deshalb für Sozialpädagoginnen und -pädagogen, sich dieses Themas anzunehmen», sagte David Oberholzer am «3. Nationalen Fachforum Jugendmedienschutz» Anfang September in Bern. Oberholzer, Leiter des Fachbereichs Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen beim Dachverband Curaviva, moderierte am Fachforum den Workshop «Medienpädagogik als Teil der Sozial-, Heil- und Sonderpädagogik». Das Inputreferat hielt Monika Luginbühl,

Dozentin für Sozialpädagogik und Kindererziehung an der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule (BFF) in Bern (siehe Interview auf diesen Seiten).

Ein hilfreiches Instrument auf dem Weg zu einer bereichernden und schützenden Medienkultur ist die neue Broschüre «Förderung von Medienkompetenzen in Institutionen für Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen».

***Download der Broschüre unter www.curaviva.ch (Suchbegriff «Förderung von Medienkompetenzen»).*

Eigentlich müsste es allen klar sein, doch ich kann es nicht genug betonen: Wenn wir die Kinder und Jugendlichen nicht befähigen, wenn wir bei den Regulativen stehen bleiben und als Profession keinen Schritt weitergehen, behindern, benachteiligen und gefährden wir genau diese Kinder und Jugendlichen zusätzlich. Den Schritt zur Befähigung bleiben zu lassen, ist eben keine neutrale Position, sondern sie ist von einer grossen Tragweite. Denn Befähigung heisst Arbeit Richtung Inklusion, Partizipation und Chancengleichheit. Das zu ignorieren, dürfen wir als Profession nicht zulassen. Auch deshalb nicht, weil die Eltern oft überfordert sind und es also keine Lösung ist, das Thema ihnen zu überlassen. Nötig ist Kooperation: Wir mit ihnen. Sie mit uns.

Welche Voraussetzung braucht es dazu?

Mittlerweile bin ich davon überzeugt: Die Institutionsleitungen müssen Position beziehen, sonst geht es nicht. In den vergangenen Jahren erlebte ich es mehrfach, dass Studierende tolle Projekte zur Medienkompetenz für die Praxis erarbeiteten; diese entfalteten immer dort eine Wirkung, wo sich die Institutionsleitungen dem Thema verbindlich annahmen. Deshalb sage ich: Es braucht ein Commitment von oben. Andernfalls bleiben die Vorhaben zufällig und auf einzelne Leute beschränkt, die eine Affinität zu digitalen Medien haben. Sie stellen immer wieder tolle Projekte auf die Beine, die aber zu wenig greifen und nachhaltig sind, wenn die Institutionsleitungen sie nicht stützen.

Das heisst, punktuelle Aktivitäten sind zu wenig. Müssen die Institutionen medienpädagogische Konzepte entwickeln, um der Aufgabe gerecht zu werden?

Ja, ich bin der Meinung, es braucht ein Leitbild, eine Auseinandersetzung darüber, an welchen Grundsätzen sich eine Institution orientieren will. Denn in den Institutionen arbeiten Menschen mit den unterschiedlichsten Haltungen gegenüber digitalen Medien. Es gibt wohl nicht viele Themen, bei denen das Spektrum derart gross ist – von Supercracks bis zu Mitarbeitenden, die keine Ahnung haben, von solchen, die sehr offen sind bis zu anderen, die davon nichts wissen wollen. Deshalb müssen sich die Institutionen damit auseinandersetzen. Sie können das selbst tun, etwa mithilfe der erwähnten Broschüre oder aber, indem sie Kickoff-Tage mit externen Medienfachleu-

ten organisieren. Anschliessend ist es an der Leitung, den Rahmen abzustecken, in dem sich die Institution bewegen will.

Wer spielt bei der Umsetzung in die praktische Arbeit welche Rolle?

Die Bereitstellung von Ressourcen ist sicher Leitungssache; und es ist Leitungssache, einen gewissen Mut zu verkörpern und zu kommunizieren: Wir gehen einen offensiven Weg im Bewusstsein, dass auch einmal etwas schiefgehen könnte. Die Mitarbeitenden müssen wissen, dass die Leitung auch das mitträgt.

Welche Aufgaben haben die Mitarbeitenden?

Es gilt zum Beispiel abzuklären, ob jemand im Team eine spezielle Funktion übernehmen und das Thema à jour halten kann. Ein wichtiger Teil ist für mich die Bezugspersonarbeit. Mit dem Bezugspersonensystem arbeiten ja die meisten Institutionen. Im Pflichtenheft der Bezugsperson kann man etwa festschreiben, dass sie bei jedem Kind das Thema «digitale Medien» aufgreift, dass sie bespricht, welche Förderung das Kind braucht, abklärt, welche Unterstützung die Eltern brauchen, und ob es bereits problematische Situationen gegeben hat.

«Zu den Pflichten der Bezugsperson sollte gehören, dass sie das Thema «digitale Medien» aufgreift.»

Wie muss sich die Medienpädagogik nach Ihren Vorstellungen weiterentwickeln?

Ich habe drei Visionen. Die erste: Medienpädagogik ist ein Teil der Heil-, Sozial- und Sonderpädagogik. Sie ist in den pädagogischen Konzepten der Institutionen verankert, die sie als selbstverständliche Aufgabe ansehen. Ich wünschte mir, dass wir in Zukunft keine Workshops mehr brauchen, um die Profession davon zu überzeugen.

Die zweite Vision: Die Medienpädagogik wird fester Bestandteil der verschiedenen Ausbildungen. Dies zu realisieren, ist eine Herausforderung für die höheren Fachschulen und die Fachhochschulen. Sie haben die Aufgabe, sich damit auseinanderzusetzen und die neuen Berufsleute auf das Thema vorzubereiten. Der dritte Punkt ist der visionärste: Ich würde mir wünschen, dass es Studien gäbe in unserem Bereich, die darstellen, wie medienpädagogisch gearbeitet wird. Studien gibt es viele, doch meistens unter Ausschluss des sozial- und sonderpädagogischen Bereichs. Hier besteht Handlungsbedarf. ●



Swiss Handicap '15

Für Menschen mit und ohne Behinderung
27.–28. November 2015 | Messe Luzern

Der Messe-Event für die ganze Familie

- Hauptthema „Sport, Freizeit, Reisen“
- Guetzlibacken mit Prominenten
- 150 Aussteller
- Vorträge und Show Acts
- Sport & Bewegung mit PlusSport
- Party-Nacht mit DJs und Artisten
- Weihnachtsmarkt & Samichlaus

**Brücken schlagen
und Zeichen setzen**

www.swiss-handicap.ch

Goldpartner

Helsana
Die Krankenversicherung der Schweiz.

PlusSport
Behindertensport Schweiz
Sport Handicap Suisse
Sport Andicap Svizzera

CURAVIVA.CH
EINKAUFSPOOL - RÉSEAU D'ACHATS

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Die kostenlose Dienstleistung für
alle CURAVIVA-Mitglieder macht's möglich.

Küche/Restauration – Pflege/Betreuung
Hauswirtschaft/Hotellerie – Administration
Technik/Unterhalt – Mobiliar

**Spezialkonditionen/Nettopreise bei über
200 Lieferanten aller Bereiche
Produktkataloge/Gruppeneinkäufe**

Verlangen Sie den persönlichen
Internet- Zugangscode oder
eine Beratung.

Tel. 0848 800 580
curaviva@caedes.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch
Realisé par **caedes**



Zentrum für medizinische Bildung **medi**

Höhere Fachschule für Aktivierung

HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung
Dipl. Aktivierungsfachfrau HF
Dipl. Aktivierungsfachmann HF

> Mehr zum Aufnahmeverfahren unter medi.ch



Zertifikate FAB/FAA Weiterbildung
Fachperson in aktivierender Betreuung
Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung
und Aktivierung

> Mehr zu den Weiterbildungsangeboten unter medi.ch



medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung HF
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch



Das grosse Ziel: Jugendliche sollen digitale Informationen verstehen und verarbeiten

In Wirklichkeit wissen sie nicht, was sie virtuell tun

Was ihre technischen Fähigkeiten punkto Handy und Internet anbelangt, sind die meisten heutigen Jugendlichen top. Was sie mit den Informationsfluten anfangen, wie sie alles verarbeiten können – das wissen viele nicht, sagt Professorin Divina Frau-Meigs. Sie fordert medientaugliche Schulen.

Von Claudia Weiss

Die Worte der Pariser Professorin sind deutlich: «Der Ausdruck Digital Natives ist ein nicht mehr zeitgemässer Mythos – in Wirklichkeit sind die Jugendlichen heute genauso Digital Natives wie Natives.» Das überrascht im ersten Moment. Aber Divina Frau-Meig, Mediensoziologin an der Pariser Universität Nouvelle Sorbonne, erklärte in ihrem Einführungsreferat am diesjährigen Jugend- und Medienforum, wie sie das meint: Die Jungen von Heute, aufgewachsen mit dem Smartphone in der Hand und dem iPad unter dem Kopfkissen, wüssten sehr wohl, wie sie technisch mit ihren Geräten umgehen müssen. Was sie aber mit all den vielen Informationen anfangen sollen, sei eine total andere Sache. «Um auch inhaltlich mit den neuen Medien umgehen zu können, ist deshalb dringend Medien- und Informationskompetenz gefragt», betonte Professorin Frau-Meigs. Darin, sagt sie, seien viele Eltern deutlich weiter als ihre Kinder. Viele schaffen es vielleicht nur der Spur nach, durch das Netz zu kurven oder die Geräte technisch zu bedienen. Dafür können sie – und das sei letztlich weit wichtiger – ihren Kindern beibringen, welche Informationen wichtig und sinnvoll sind. «Hier können sie eine wichtige Rolle spielen, denn punkto Internet geht es auch um Prävention und Schutz der Jugendlichen.»

Die richtigen Knöpfe drücken ist das eine. Aber Junge müssten wissen, wohin mit all den Informationen.

In Frankreich untersucht ein Forschungsprojekt namens «Translit» seit zwei Jahren die Praktiken von 15- bis 17-jährigen Jugendlichen, das ihre Medien-, Informations- und digitalen Kompetenzen beobachtet. Das Projekt dauert noch bis 2016, aber schon jetzt zeigt sich deutlich: Um echte Kompetenz zu erlangen, brauchen Junge eine gute Portion «Digitale Literalität», um in der Datenflut nicht unterzugehen. Diese beinhaltet auf der einen Seite die Fähigkeit zu lesen, zu schreiben und auf alle möglichen Arten zu kommunizieren. «Und zwar mit sämtlichen Mitteln von Text bis Bild, von Youtube bis Facebook, aber auch von Buch bis Wikipedia.» Auf der anderen Seite geht es darum, all diese Informationen zu suchen, zu testen und zu verändern. Diese Grundlage fügt sich als Ganzes zur «Transliterationalität» zusammen, erklärt Divina Frau-Meigs: zur «medienübergreifenden Lesekompetenz», zur Fähigkeit, all diese vielfältigen Informationen zusammentragen und auswerten zu können. «Transliterationalität wird heute noch stark unterschätzt», sagt sie.

Virtuell oder nicht: Junge lesen viel

In einem wichtigen Punkt beruhigt jedoch die Professorin besorgte Eltern und Lehrkräfte: «Chat, Whatsapp, Facebook und wie die Socialmedia-Plattformen alle heissen, und dazu noch zahlreiche gedruckte Medien – Jugendliche lesen und schreiben viel!» Die Befürchtung, Lesen und Schreiben gingen mit der Internetkultur verloren, sei also unbegründet. Nur: «Die Jungen sind nicht mehr allein damit, denn sie tauschen sich im Netz mit ihren Hunderten von Freunden aus. Diese Tatsache müssen wir unbedingt berücksichtigen.» 2015 müsse man deshalb «Transliteration» ganz neu definieren: Mittlerweile seien Kommentar und Inhalt nicht mehr klar trennbar, sondern laufen immer mehr zusammen. «Daher müssen die Jungen nicht nur Medienkompetenz erlangen, sondern

>>



Die richtigen Computertasten kennen heute schon ganz Kleine. Wie sie aber Informationen auswerten und wie sie sich im Internet gut präsentieren Teenager noch nicht. Das müssen ihnen Eltern und Lehrpersonen unbedingt beibringen.

auch Informationskompetenz und organisatorische Kompetenzen.» Frau-Meigs zeigt das am Beispiel der digitalen Identität: «Sie hinterlässt Spuren, und deshalb muss sie unbedingt kontrolliert werden.» Und genau da sind die Erwachsenen gefragt: Sie müssen ihren Kindern ihr Wissen weitergeben, sie begleiten, ihnen zeigen, wie ihre virtuelle Identität wirkt. «Eltern müssen präsent sein und den Kindern zeigen, was aus ihnen wird im Internet», sagt sie. Solche Aufgaben, ja, der gesamte Wechsel zur Internetgesellschaft berge jedoch nicht nur Probleme, sondern auch grosse Chancen. Die grösste gegenwärtige Herausforderung: «Was in den Teenagerzimmern abläuft, sollte auch in den Schulalltag übertragen werden.»

«Kann eine vordigitale Schule noch leistungsfähig sein?»

Divina Frau-Meigs stellt ein grosse Frage: «Kann eine vordigitale Schule, die im 19. Jahrhundert erfunden wurde, im 21. Jahrhundert noch leistungsfähig sein?» Die Frage ist rhetorisch. «Eine Trennung von Online und Offline ist nicht mehr zeitgemäss», findet sie. In den Schulen müsse daher dringend eine Hybridisierung stattfinden, eine Kombination von Online und Offline. Beispielsweise könnten in der Schulbibliothek Dreiergruppen

zusammen arbeiten, die zugleich aber auch Online sind. Jeder könnte seine Geräte mitbringen und damit arbeiten. «Allerdings stellt sich die Frage, ob und in welcher Form die verschiedenen Plattformen mit einbezogen werden sollen», ergänzt die Professorin. «Wir müssen uns fragen, welche Kompetenzen wir in der Schule vermitteln können, damit aus Transliteracy nicht einfach Wildwuchs wird.» Für eine sinnvolle digitale Mediennutzung seien die Lehrer allerdings noch nicht ausgebildet. Und weil einige Lehrer bereits digitale Projekte bearbeiten und andere nicht, herrsche im Moment ein heterogenes Durcheinander.

Ein einfacher Schritt könnte jedoch bereits helfen: «Der Sachverstand der Jugendlichen und der Sachverstand der Lehrer stehen einander gegenüber – und beide merken voneinander gar nicht, welche Kompetenzen die anderen haben: Sie reden aneinander vorbei», sagt Frau-Meigs. «Die Rolle der Schule war bisher in sich geschlossen», fasst sie zusammen. «Heute muss sie das Nebeneinander und Durcheinander von Internet und Realität, von zwei Identitäten, akzeptieren und lernen, damit umzugehen.» Das wird im französischen Modell versucht, aber eine echte Transliteracy sei noch nicht erkennbar. Vom «Savoir faire» spricht sie, vom Anwenden können, aber auch vom «Savoir devenir», vom Wissen, wie man

«Eine Hybridisierung müsste stattfinden: Gruppenarbeit in der Bibliothek, aber zugleich online.»



tieren und zugleich schützen können – das wissen oft

Bild: HO

seine digitale Identität prägen und beeinflussen kann. «Medienerziehung», sagt sie, «ist die Säule für Veränderung. Eltern und Lehrpersonen müssen daher auf diesem Gebiet präsent sein.»

Weiterbildung von Lehrkräften ist dringend nötig

Damit der Wandel in die Digitalisierung effizient geschehen könne, fordert die Professorin eine zeitgemässe Aus- und Weiterbildung jener Lehrkräften, die in der vordigitalen Zeit ausgebildet wurden. «Sie sind Vermittler von neuen Kompetenzen, von denen sie selber nicht ganz sicher sind, wohin sie führen», sagt sie. Frau-Meigs redet immer schneller, echauffiert von der Menge an heutigem Unwissen, das vor ihrem geistigen Auge auftaucht. Dennoch schmunzelt sie kurz: «Das Schlimme daran ist: Die Jungen wissen nicht, was sie da wirklich tun – und ihre Eltern noch viel weniger.» Eine konkrete Lösung bietet Divina Frau-Meigs in ihrem Vortrag nicht an. Auch die französische Studie ist noch nicht ausgewertet, Lösungsansätze müssen noch erarbeitet werden. Aber die grosse Forderung der Professorin ist klar: «Unsere Aufgabe ist, Veränderung zu begleiten. Das bedeutet: klare Anweisungen, eine gute Begleitung der Lehrpersonen und kreative Projekte.» Nur so werden aus den «Digital Naives» möglichst bald «Digital Masters», die wirklich wissen, was sie in der virtuellen Welt tun und wie sie ihre digitale Identität steuern können. ●

Waldmann 
ENGINEER OF LIGHT.

ViVAA
DIE SONNE FÜR DEN RAUM.




red dot award 2015
winner

Die LED-Raumleuchte ViVAA unterstützt mit ihrer biodynamischen Tageslichtnachführung die innere Uhr. Dabei ist sie besonders effizient: Dank überdurchschnittlicher Lichtleistung, einem hohem Indirekt-Anteil und Premium-LEDs sind weniger Leuchten erforderlich, um Räume komplett auszuleuchten. Sie ist nicht nur in verschiedenen Durchmessern erhältlich, sondern auch als Pendel- oder Anbauleuchte.

Waldmann Lichttechnik GmbH · Telefon +41 62 839 1212
info-ch@waldmann.com · www.waldmann.com

Die neuen Medien verändern die gesellschaftliche Integration von Jugendlichen radikal

Ich poste, also bin ich

Das Internet beschleunigt nicht nur unser Lebenstempo. Es verändert auch die Beziehungen der Menschen untereinander. Für Jugendliche heisst das: Ihre Identitätsfindung ist komplizierter geworden. Das ist auch eine Herausforderung für die Kultur- und Medienpädagogik.

Von Franz Josef Röhl*

Die Beschleunigung von Prozessen und Ereignissen ist Kennzeichen und Grundprinzip moderner Gesellschaften. Der Soziologe Hartmut Rosa (*1965) belegt die Relevanz von Beschleunigungsprozessen anhand von drei Erscheinungsformen:

- eine technische Beschleunigung
- eine Beschleunigung der sozialen und kulturellen Veränderungsraten
- eine Beschleunigung des Lebenstempos.

Die technische Beschleunigung ist zwar nicht die Ursache, sie bildet jedoch die materiale Basis für die beiden anderen Beschleunigungsprozesse. Gleichzeitig kommt es zu Wechselwirkungen. Aktuell bedeutet dies: Die herrschende Kommunikationskultur verändert sowohl unsere soziokulturelle Umwelt als auch unsere Beziehungen zu anderen Menschen.



* **Franz Josef Röhl** (*1949) ist emeritierter Professor der Hochschule Darmstadt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Soziale Arbeit. Seine Forschungsschwerpunkte: Neue Medien und Medienpädagogik.

Meist sind dabei Chancen und Risiken voneinander abhängig. Das Tempo des sozialen Wandels führt zu unterschiedlichen Adaptionen – je nach Generation, der man angehört. Während in der Frühmoderne die Veränderungsbeschleunigung von einem intergenerationalen Tempo bestimmt war (Veränderungen bedürfen mehrerer Generationen), verläuft die Synchronisation in der Moderne innerhalb einer Generation. Inzwischen ist eine Beschleunigungsstufe erreicht, bei der es bereits innerhalb einer Generationen zu Brüchen kommt. Darum kann man von einem intragenerationalen Tempo sprechen.

Es ist zu erwarten, dass diese Entwicklung weitreichende Konsequenzen für die soziale Integration und kulturelle Reproduktion hat.

Wahrnehmungsdispositive und Individualisierung

Jedes Medium begünstigt spezifische Eindrücke und Empfindungen, die die Art des Denkens und Wahrnehmens prägen. Erlebnisqualität, Teilhabe- und Realitätseindruck werden vom jeweils dominant genutzten Medium beeinflusst. Beispiele:

- Das Buch ermöglicht zeit- und ortsunabhängige Lektüre. Es ist ein ideales Speichermedium für individuelle Erinnerungen und gesellschaftliche Wissensbestände. Der inhaltliche Aufbau fördert und fordert das sequenzielle Denken.
- Das Medium Theater und das Medium Film prägen die fokussierende Beobachtung. Während sich beim Theater der Kopf bewegt, folgen beim Kino die Augen dem Handlungsgeschehen auf der Leinwand. Wir werden beim Kino allumfassend von den Geschehnissen gefangen. Wir entwickeln beim Zuschauen sehr intensive Beziehungen zu den Akteuren. Film und Fernsehen begünstigen eine visuelle Verfügbarkeit zur Welt.

Allerdings ist beim Fernsehen die Mensch-Apparate-Anordnung nicht von der Alltagswelt getrennt. Durch die Mobilität des Zuschauers in den eigenen vier Wänden ist die axiale Aus-

>>



Smartphone in den Händen von jungen Menschen: Bei Social Media ist die Kommunikation auf Beziehung gerichtet.

richtung auf die Bildfläche tendenziell aufgehoben. Fernsehen verlangt keine konzentrierte Betrachtung. Die Konsumhandlung kann auch im Zustand der Zerstreuung stattfinden. Das Fernsehdispositiv begünstigt audiovisuelles Abstraktionslernen und fördert eine sinnliche Vergegenwärtigung. Wir verfügen über die Macht des Ein- und Ausschaltens und können den Raum mit dem Fernseher jederzeit verlassen. Die ersten Fernsehgeräte waren noch ein Anlass, sich zu treffen und gemeinsam ein (ausgewähltes) Programm zu verfolgen. Mit zunehmender Verbreitung beschränkte sich das Fernsehen aber bald auf die einzelnen Familien. Gleichzeitig allerdings kollektiviert es auch. Einzelne Sendungen waren generationsübergreifend Gesprächsstoff am Arbeitsplatz. Das veränderte sich in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Einführung der privaten Fernsehkanäle und der drastischen Erweiterung des Angebots. Die Fernbedienung und die Angebotserweiterung führten zur Differenzierung der Fernsehgenerationen. Seitdem wirkt Fernsehen generationsbezogen und fördert die Individualisierung. Kommunikation über das Gesehene findet nicht mehr gesamtgesellschaftlich statt, sondern gruppenbezogen (Milieu, Peer-group). Es gibt immer weniger eine gemeinsame Übereinkunft über Inhalte und deren Interpretation. Gleichwohl bieten die Medienerfahrungen das Reservoir für Orientierung und für Wertemuster.

Im richtigen Leben wie in der TV-Serie

Interessant ist die Entwicklung der Dramaturgie und der Schnittfolgen bei Filmen im Fernsehen. Vergleichen wir die Serie «Denver Clan» aus den frühen Achtzigerjahren mit der späteren Serie «Miami Vice», erkennen wir, dass der Schnitt viel schneller geworden ist und die Dramaturgie mehrere Höhepunkte aufweist. Darin gleicht die Serie dem heutigen Leben. Nur noch selten haben Berufe und Beschäftigungsverhältnisse über ein ganzes Erwerbsleben Bestand. Die aktuellen Befunde auf dem Arbeitsmarkt belegen, dass sich die Dauer der durchschnittlichen Beschäftigung deutlich verkürzt hat. Beschleunigungsprozesse gibt es jedoch nicht nur im Berufsleben, sondern auch bei der Vereins- und Parteienpräferenz sowie bei der Wahl von Intimpartnern. Die Zeiträume, in denen unsere Lebensverhältnisse konstant bleiben, verkürzen sich ständig. Gleichzeitig steigt die Zahl der Verfallsraten von handlungsorientierten Erfahrungen und Erwartungen. Dies führt zu einer neuen «kulturellen Veraltengeschwindigkeit».

Schon in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts bemerkte Walter Benjamin, dass die Medien helfen, die soziale Wirklichkeit besser zu verstehen. Er stellte fest, dass das Prinzip des Schnitts im Film, die Montage, vergleichbar ist mit dem Leben in Städten. Wer Filme gesehen hat, so Benjamin, sei besser in der Lage, in einer segmentierten Stadt zu leben (Arbeit, Wohnen, Freizeit sind getrennt), weil er sich mithilfe des Films ein Dispositiv angeeignet hat, das ihm im Alltagsleben hilft. Hier wie dort müsse man lernen, verschiedene Erlebnisse und

Erfahrungen, die in keinem direkten Zusammenhang stehen, im Kopf zusammenzufügen.

Wie damals befähigen uns auch heute Medien, die Herausforderungen des Lebens zu bewältigen. Sie wirken wie ein heimlicher Lehrplan, der unser Wahrnehmungssystem verändert. Das wird deutlich, wenn man sich das Dispositiv des Mediums Internet genauer anschaut. Das Internet besteht aus miteinander

verbundenen Knoten eines multifunktionalen und multimedialen Gewebes. Die Struktur dieses Gewebenetzes ist mehrdimensional. Die Linearität bisheriger Kommunikationsformen wird ersetzt durch ein System von unterschiedlichen, miteinander vernetzten Websites. Beim Internet ist die Bildfläche für den User ein zu erkundendes Gebiet. Der «Raum» steht daher als Metapher für das Internet. In-

teraktivität, Delinearität und subjektgesteuertes Handeln prägen das Dispositiv.

Der Austausch ist virtuell

Im Internet gibt es keinen abschliessenden Diskurs. Die Nutzer müssen selbstverantwortlich entscheiden, wann sie aufhören zu suchen, zu interagieren oder zu kommunizieren. Zudem bekommen sie Antworten auf Fragen, die sie als Nutzer gar nicht gestellt haben. Das Internet fördert zudem die körperliche Individualisierung mehr als jedes andere Medium. Der User sitzt allein vor dem PC und sucht sich allein die Inhalte aus. Austausch und Kommunikation und damit auch Vergesellschaftung erfolgen virtuell. Raum, Körper und Zeit als Konstanten der Erfahrung lösen sich auf. Vor allem jüngere Generationen nutzen bevorzugt die mobilen Medien als «second screen» (zweiten Bildschirm). Während sie Fernsehen schauen, interagieren sie mit ihrer Peer Group, sind mit Hilfe der sozialen Medien mit mehreren Personen respektive Bezugsgruppen verbunden. Das Bezugssystem für die Kommunikation bildet eine Wahlgemeinschaft (Geschmackskoalition) und nicht mehr wie früher das Milieu oder die Bezugspersonen der Lebenswelt.

Dieses Kommunikationsverhalten verändert die soziale Konstitution der Identitätsbildung. Jugendliche können in unterschiedlichen Portalen und sozialen Netzwerken (zum Beispiel Facebook) lernen, wie sie auf andere wirken. Durch die Reaktion der anderen modelliert sich ihr Verhalten. In unterschiedlichen Netz-

werken können sie unterschiedliche Rollen erproben und so lernen, welche Vielfalt in ihnen steckt. Zugleich können sie im Internet Personen finden, die ähnliche Interesse und Bedürfnisse haben.

Das Internet als Beziehungsmedium

Damit ist bereits auf einen weiteren Wandel im Sozialverhalten im digitalen Zeitalter hingewiesen. Schon 12-Jährige nutzen inzwischen das Internet, um neue Beziehungen einzugehen oder vorhandene zu pflegen. Das führt dazu, dass die Alltagserfahrungen im Internet kommuniziert werden. Bei Social Media ist die Kommunikation in erster Linie auf Beziehung ausgerichtet. Die Kommunikation muss daher dynamisch ge-

Der Verlust der traditionellen Beziehungen erschwert die Identitätsfindung.

Das Internet fördert die körperliche Individualisierung mehr als jedes andere Medium.

deutet werden, als Wirken und Bewirken steht sie in einem interdependenten Zusammenhang. Mit Web 2.0 ist das klassische illusionistische Dispositiv verschwunden.

Von der passiven zur aktiven Mediennutzung

Die Nutzer nehmen sich nicht mehr als Beobachter wahr, sie definieren sich als Informationsverarbeitungseinheiten und damit als aktiv handelnde Personen. Das neue Dispositiv ist geprägt durch die aktive Partizipation der Rezipienten. Die modernistisch-selbstreflexive Dimension der Medien wird zurückgedrängt und durch eine flanierende Rezeption ersetzt. Der Blick ist schweifend und mäanderhaft. Das neue ästhetische Paradigma ist die zerstreute Rezeption. Zugleich verfügen Jugendliche aber über die Fähigkeit der fokussierenden Konzentration: Wenn ein Aspekt auftaucht, der sie interessiert, sind sie in der Lage, sich augenblicklich zu konzentrieren.

Zugleich ist eine Wandlung der Bedeutungszuweisung identifizierbar. Seriösen Journalisten aus traditionellen Medienunternehmen oder gesellschaftlichen Institutionen (Behörden,

Parteien, Lehranstalten) wird immer weniger vertraut. Anerkannt werden vielmehr die Meinungen von Freunden und deren Freunden. Inzwischen hat die Bedeutung des Selbstdarstellungskanals YouTube als Ort der Generierung von Information bei jüngeren Generationen eine höhere Bedeutung als die Suchmaschine Google.

Damit Erwachsene Jugendliche erreichen, bedarf es der subjektorientierten Ansprache und Kommunikation. Emotion und Beziehung sind wichtig, ansonsten besteht die Gefahr, dass Eltern und Pädagogen ab einem gewissen Alter der Jugendlichen kaum noch Chancen haben, sie zu begleiten. Früher waren Glaube, Politik und Familie in der Regel ein konstanter Orientierungsrahmen für eine stabile Ich-Bildung. Durch den Verlust der traditionellen

Bindungen wird die Identitätsfindung für Jugendliche immer schwieriger. Jugendliche denken daher in der Regel anders als Erwachsene, die in traditionellen Kulturen aufgewachsen sind. Die Identitätsbildung erfolgt durch die konkreten Erfahrungen im sozialen Alltag, vor allem im Austausch mit der Peer Group, der Gruppe der Gleichaltrigen und deren Konsummustern. >>

Die Medien wirken wie ein heimlicher Lehrplan, der unser Wahrnehmungssystem verändert.

Anzeige

Schulthess-Wet-Clean – Die erste Wahl für alle Textilien



Schulthess Wet-Clean reinigt äusserst schonend mit Wasser und umweltfreundlichen Flüssigwaschmitteln:

- Uniformen
- Bettwaren
- Bekleidung
- Schutzbekleidung
- Sitzkissen
- Mikrofaserlappen

Ökologisch und intelligent, mit USB-Schnittstelle



Kontaktieren Sie uns, wir beraten Sie gerne!

Schulthess Maschinen AG
CH-8633 Wolfhausen, info@schulthess.ch
Tel. 0844 880 880, www.schulthess.ch

 **170** seit 1845
SCHULTHESS
Wäschepflege mit Kompetenz

Für den US-amerikanischen Philosophen und Soziologen George Herbert Mead (1863–1931) liegen die Wurzeln der Identität in der sozialen Interaktion, im dialogischen Austausch; sie ist für ihn eine Folge von sozialer Praxis. Auf Mead geht die Auffassung zurück, Identität als soziale Konstitutionstheorie zu interpretieren. Das Selbstbewusstsein ist demgemäß sozialen Ursprungs. Mead differenziert zwei Aspekte der Ich-Identität, die sich als Dialogpartner wechselseitig beeinflussen können:

- Das «I» (Ich) steht für das erkennende Subjekt.
- Das «Me» (Mich) steht für das Selbst als Erkenntnisobjekt.

Während das «I» die Reaktion des Organismus auf die Haltungen anderer bedeutet, repräsentiert das «Me» die Haltungen der anderen. Im «Me» sind die Internalisierungen der sozialen Anforderungen repräsentiert, also die Verinnerlichung gesellschaftlicher Werte und Normen. In der Interaktionssituation kommt es aufgrund sich widersprechender Normensysteme ständig zu wechselnden Erwartungen an die Selbstpräsentationen des Individuums. Das Individuum ist gezwungen, Konsistenz und Kontinuität zwischen der biografischen Selbstinterpretation und den sozialen Anforderungen herzustellen.

Die Selbst- und Fremdverständigung wird beim Philosophen Jürgen Habermas (*1929) aus zwei Quellen gespeist:

- durch die Zustimmung zu den Handlungen des Selbst unter normativen Gesichtspunkten
- durch die Anerkennung als Person mittels der realisierten Biografie.

Habermas differenziert also das «Me» von Mead. Gesellschaftliche Normen oder allgemeine moralische Prinzipien gelten als Orientierung für die Suche nach Zustimmung. Im Rahmen der Selbstdarstellung findet die Suche nach Anerkennung als Interaktion mit dem Gegenüber ihren Ausdruck. Durch die Auflösung traditionaler Kulturen wandelt sich in der Postmoderne das Verständnis von Identität. Es wird als Spektrum von Entfaltungsmöglichkeiten der Ich-Struktur angesehen. Der/die Einzelne erhält zunehmend die Verantwortung, das eigene Leben selbst zu entwerfen, zu inszenieren und zu realisieren.

Patchwork-Identitäten

Für Jugendliche gilt es nun, aus einer Vielfalt von Handlungsstrategien, Wertemustern und Lebensentwürfen und damit Identitätsfragmenten eigenverantwortlich – oft allein gelassen – auszuwählen. Die Konstituierung einer stabilen Ich-Identität ist eine Herausforderung, die nicht ohne Weiteres erreicht werden kann. Eher entwickeln sich fragmentarische Identitäten. Der deutsche Sozialpsychologe Heiner Keupp (*1943) spricht von der Patchwork-Identität. Das heisst: Es sind Teil-Identitäten, die sich immer wieder neu zusammensetzen und weiterentwickeln. Gerade die Medien bieten Anknüpfungspunkte, die eigene Identitätsbildung in Form einer Selbstnarration eigenständig zu beeinflussen. Aus diesen Gründen beinhalten Selbstdarstellungen im Internet auch Aspekte einer Identitätspräsentation.

Es gibt einen Drang, im virtuellen Raum wahrgenommen zu werden: Ich poste, also bin ich. Dies funktioniert in der Regel, weil auf ein Post ein Feedback kommt. Durch die jeweiligen Posts und die Reaktionen kann das «Me» beziehungsweise die gesellschaftliche Kommunikation (Intersubjektivität) beeinflusst werden. Somit kommt es zu einer Demokratisierung der Identitätskonstruktion.

Teilidentitäten, die nichts voneinander wissen

Dies führt zur Frage, ob die im Web am Idealselbst orientierte Identität mit der realen Identität einigermaßen in Deckung zu bringen ist. Interessant ist der Ausspruch eines Lehrlings, der in einem Interview meinte, man müsse heutzutage «professionell schizophoren» sein, um in der Welt klarzukommen. Er meinte damit, dass es notwendig sei, sich in den jeweiligen Teilidentitäten von anderen Teilidentitäten zu lösen. Wenn er bei einem Rave sei, wisse er nicht, dass er Maschinenbaulehrling sei. Wenn er als Lehrling arbeite, wisse er nicht, dass er Raver sei.

Fazit: Es war wohl noch nie so schwierig, eine stabile Identität aufzubauen, da die Teilidentitäten instabil sind. Identitätsbildung wird zu einem lebenslangen, offenen Prozess.

Neue Technologien bieten ein breites Reservoir an experimentellen Erfahrungsräumen, in denen die Nutzer sich präsentieren können. Mit den elektronischen Kommunikationstechniken erweitert sich das Spektrum der Entfaltungsmöglichkeiten. Die unterschiedlichen Anwendungsbereiche differenzieren den Wirkungskreis bestehender Identitäten, wie dies in den Selbstdarstellungsräumen der sozialen Netzwerke zu sehen ist. Neben den Sozialen Netzwerken dient vor allem YouTube dazu, die Selbstnarration zu betreiben. Beispielhaft sei auf die sogenannten Haul-Videos verwiesen. Wenn Kosmetikartikel und Pflegeprodukte beschrieben und deren Anwendung gezeigt werden, spricht man von Haul-Videos. Zu diesem Video-Genre gehören auch die Videos, die zeigen, wie Frauen von ihren «Beutezügen» berichten und/oder ihre Shopping-Trophäen wie Mode, Kosmetik und Accessoires präsentieren.

Bei Männern beobachtet man eine Funktionslust als Motiv für die YouTube-Präsentation, bei Frauen geht es oft um die Selbstverklärung und die Glorifizierung des eigenen Körpers. Bei den Unpacking-Videos packen meist männliche Jugendliche Produkte aus und erklären, was in den jeweiligen Päckchen enthalten ist und erklären, wie ein Gerät funktioniert. Zu den Selbstnarrations-Videos gehören Videos, bei denen es um eine künstlerische Ausdrucksform geht. Hier sei auf den «Künstler» Noah verwiesen, der unter dem Titel «everyday» Videos hochlädt, die einen Zusammenschnitt von zentralperspektivisch aufgenommenen Fotos zeigen, die er seit Jahren täglich von sich gemacht hat (www.youtube.com/watch?v=6B26asyGKDo).

Vernetzt durchs Leben navigieren

Die Instabilität der eigenen Identitätsbildung überträgt sich auf die Art, wie Jugendliche Beziehungen eingehen, pflegen

Die Selbstdarstellung im Netz ist auch eine Suche nach Zustimmung und Anerkennung.

Bei jungen Frauen geht es oft um Selbstverklärung und die Glorifizierung des eigenen Körpers.

und auffassen. Mit der Explosion der Kommunikation im Netz – Chat-Rooms, E-Mails, Foren, Twitter, Facebook, WhatsApp etc. – geht eine hohe Vernetzung der Jugendlichen einher. Die Anzahl der Freunde und Bekannten im Netz gilt als Statussymbol. Um die Sinnhaftigkeit dieses Verhaltens nachvollziehen zu können, ist die Theorie der schwachen Beziehungen sehr hilfreich:

Das soziale Kapital mehrten

Computervermittelte soziale Netzwerke erhalten eine zentrale Bedeutung bei der Strukturierung sozialer Beziehungen. Jugendliche lernen, die sozialen Netzwerke zu nutzen, um ihr soziales Netz mit Hilfe von schwachen Beziehungen zu erweitern. Zunehmend ist wichtig, welchen Umfang des ökonomischen, kulturellen oder symbolischen Kapitals diejenigen besitzen, mit denen man in Verbindung steht. Ein vielfältiger Freundeskreis steigert das soziale Kapital. Die Qualität des Freundeskreises selbst wird zum Indikator der kommunikativen Kompetenz und sozialen Integration. Wer sich nicht präsentiert, wird übersehen und gerät in Gefahr, im gesellschaftlichen Diskurs exkludiert zu werden. Das Internet hilft somit, soziales Kapital zu bilden, da Internet-User über grössere private Netzwerke verfügen als Offliner.

Die emotional schwachen Beziehungen, so hat der amerikanische Soziologe Mark Granovetter (*1943) festgestellt, sind informationstheoretisch die starken Beziehungen, da über schwache Beziehungen mehr Informationen ausgetauscht werden als über starke Beziehungen. Starke Beziehungen sind wichtig für die persönliche Verortung, aber sie sind, informationstheoretisch gesehen, redundant. Informationen über gesellschaftliche Themen und neue Arbeitsmöglichkeiten laufen über schwache Beziehungen. Ebenso helfen schwache Beziehungen, Kontakte zu knüpfen, die über das jeweilige soziale Milieu hinausgehen und im realen Leben eine prägende Kraft haben können. Vernetzte Onliner sind daher eher in der Lage, in einer Welt zu leben, die von der Globalisierung geprägt ist, wo es ständig notwendig ist, sich neuen Herausforderungen zu stellen.

Die Konzentration auf schwache Beziehungen kann daher auch als Antwort auf den «flexiblen Kapitalismus» (Richard Sennet) gedeutet werden. Zunehmend kommt es zum Abbau von Strukturen, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. Anstelle dieser Strukturen treten netzwerkartige Gliederungen. Die Arbeits- und Beschäftigungsveränderungen fordern dynamische Prozessorganisation. Das Beziehungsmanagement in Form von Kooperationen, Beziehungen und Kontakten wird immer wichtiger. Flüchtige Formen von Gemeinsamkeiten sind aus dieser Perspektive nützlicher als langfristige Verbindungen. Starke soziale Bindungen wie Loyalität und Dienstbereitschaft verlieren an Bedeutung. Distanz und oberflächliche Kooperationsbereitschaft sind aus dieser Perspektive bessere Panzer im Kampf mit den gegenwärtigen Bedingungen.

Herausforderungen annehmen

Die Beschleunigung der Welt löst bei vielen Menschen Stress aus. Wie weit kann sich der Mensch dieser Beschleunigung anpassen? Beeinträchtigen die virtuellen Lebenswelten unsere Kompetenz, angemessen mit der realen Welt umzugehen? Entsteht gar ein Spannungsfeld zwischen realer und virtueller Lebenswelt? Und wenn ja, wie wirkt sich dies auf unser Leben aus? Viele Fragen, auf die abschliessende Antworten noch ausstehen.

Mit jeder Innovation gehen Gewinne und Verluste einher, und Wahrnehmungsgewohnheiten verändern sich. Dies kann als

Bedrohung, aber auch als Chance gesehen werden, neue Ressourcen zu schaffen und diese zu nutzen. Die aktuelle Entwicklung, die einhergeht mit dem Bedeutungsgewinn virtueller Erfahrungen, beinhaltet aber auch die Bewältigung von Risiken. Das Web verlangt Offenheit. Diese Offenheit kann allerdings sehr einfach missbraucht werden (Stichwort Mobbing). Und was einmal im Internet ist,

bleibt auf ewig gespeichert. Das Internet vergisst nichts. Die Erzählfragmente der Teilidentitäten bedürfen also der Kompletierung und Konsistenzbildung durch die Nutzer. Die fragmentierten Identitätsanteile müssen vom Individuum zu einer sinnstiftenden und bedeutungsvollen Geschichte verdichtet werden. Dies gelingt nicht automatisch. Notwendig sind Lernumgebungen, die diesen Prozess gewährleisten und eine aktive Passungsleistung ermöglichen, sodass die unterschiedlichen Teilidentitäten miteinander verknüpft werden können. Hier steht die Kultur- und Medienpädagogik vor einer grossen Herausforderung.

Die Gefahr, berechenbar zu werden

Die Anforderungen an die Sinnkonstruktion werden für die einzelnen Individuen höher. Ebenso wird die Gefahr grösser, durch die (unreflektierte) Bereitstellung von Daten berechenbar zu werden. Neue Technologien eröffnen somit auf der einen Seite die Demokratisierung der Subjektkonstruktion und zugleich die Durchschaubarkeit von Verhalten, Motiven und Handlungen. Die neuen Technologien tragen dazu bei, unsere Selbstwirksamkeit zu erweitern. Zugleich drängen sie uns aufgrund der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse in schizoide Handlungszwänge.

Die Kommunikationskulturen von Kindern und Jugendlichen folgen den Auswirkungen gesellschaftlich erzeugter Entgrenzung. Die zentrale Herausforderung besteht somit darin, sie bei ihrer ontologischen Verortung zu unterstützen, dazu beizutragen, dass sie sich selbst in Anbetracht fragmentierter Lebenserfahrungen als Einheit erleben, dass sie ihre Ressourcen erkennen und sie sich eine positive Sinnorientierung aneignen. Eine weitere wichtige Aufgabe der Kultur- und Medienpädagogik wäre zudem, Kinder und Jugendliche bei der Identitätsfindung in einer beschleunigten, digital geprägten Lebenskultur zu unterstützen, bei gleichzeitiger Befähigung eines strategischen und selbstkontrollierten Umgangs mit den eigenen Daten. ●

Junge Männer nutzen YouTube, um anderen zu erklären, wie die Welt funktioniert.

Starke soziale Bindungen wie Loyalität und Dienstbereitschaft verlieren an Bedeutung.

Sex im Internet gehört zum jugendlichen Alltag – mit welchen Konsequenzen?

Bilder, Bilder, Bilder

Das Internet hat Jugendlichen den Zugang zur Pornografie vereinfacht. Vor allem für Jungen gehört Sex auf dem Smartphone zum Alltag. Wie verbreitet unter Jugendlichen Sexting ist, das Verschicken und Empfangen erotischer und pornografischer Bilder, weiss man nicht.

Von Urs Tremp

Spätestens seit der unseligen Geschichte des Badener Stadtammanns und grünen Nationalrats Geri Müller weiss die ganze Schweiz, was ein Selfie ist. Zwar werden unter diesem Begriff alle vorwiegend mit dem Smartphone aufgenommenen Selbstporträts subsumiert, also auch harmlose Bildchen aus den Sommerferien oder vom letzten Familienfest. Doch ein Selfie genießt inzwischen den zweifelhaften Ruf, ein erotisch bis pornografisch aufgeladenes Selbstporträt zu sein.

Das Selfie hat eine schnelle und steile Karriere hinter sich. Seit mit den mobilen Telefonen fotografiert werden kann und die Bilder per MMS (Multimedia Messaging Service) auch verschickt werden können, ist es vor allem unter Jugendlichen Mode geworden, Freunden und Angehörigen mit solchen Fotos mitzuteilen, wo sie sich mit wem gerade befinden: Ein Selfie mit der Freundin unter dem Eiffelturm, ein Selfie vom Ausflug zur Cheops-Pyramide, ein Selfie vom Rand der Lauberhornpiste oder eines von der Achterbahn im Europa-Park Rust. Wer glaubt, die fotografischen Selbstinszenierungen interessieren die ganze Welt, der postet die Bilder zusätzlich in einem der zahlreichen, weltumspannenden elektronischen Internet-Fotoalben.

Das Selfie mit der Freundin unter dem Eiffelturm, ein Selfie vom Ausflug zur Cheops-Pyramide, ein Selfie vom Rand der Lauberhornpiste oder eines von der Achterbahn im Europa-Park Rust. Wer glaubt, die fotografischen Selbstinszenierungen interessieren die ganze Welt, der postet die Bilder zusätzlich in einem der zahlreichen, weltumspannenden elektronischen Internet-Fotoalben.

Wo Bilder gemacht werden, ist die Darstellung von Erotik und Sexualität nicht weit.

Das weltweite Netz hat die tägliche Bilderflut ins Unermessliche wachsen lassen. Und wo Bilder gemacht werden, ist die Darstellung von Erotik und Sexualität nicht weit.

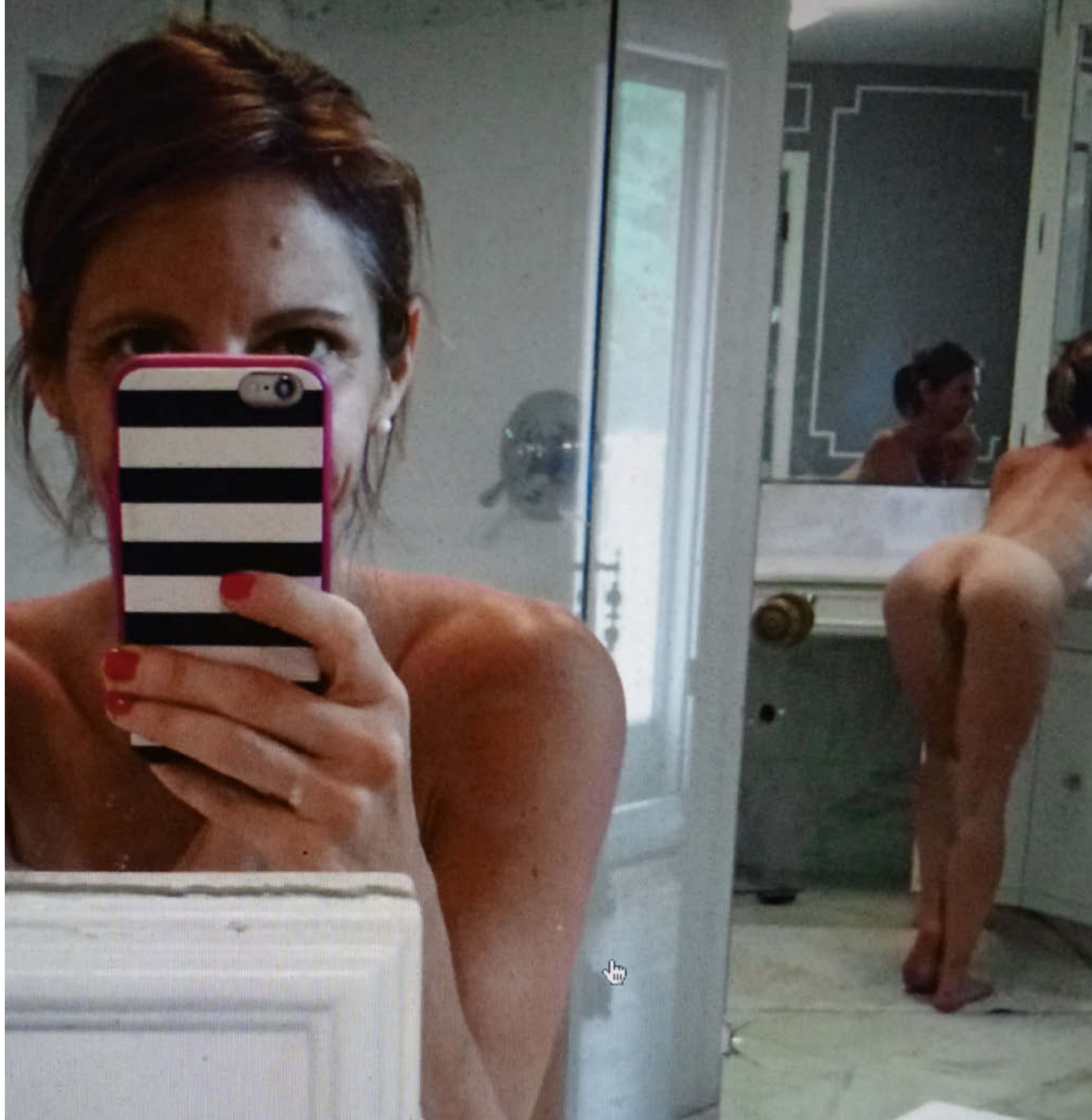
Erotische Bilder sind keine neue Erfindung

Dass Menschen nackt und auch bei erotischen Vergnügungen dargestellt werden, ist kein neues Phänomen. Die Zeichnungen der Steinzeitmenschen in der Höhle von Les Trois-Frères, die erotischen Fresken von Pompeji oder die expliziten Sexdarstellungen in der indischen Kunst sind uralte Zeichen der menschlichen Zeig- und Schaulust. Als im 19. Jahrhundert die Fotografie und später der Film erfunden wurden, stieg sprunghaft auch die Zahl der Bilder, die Menschen in unterschiedlichsten Konstellationen beim Sex zeigen. Schon damals warnten die Tugendwächter vor der sittlichen Gefahr, die von diesen Bildern und Filmen ausgehen.

Allerdings – und dies war bis vor wenigen Jahren so – gab es einige Barrieren, die verhinderten, dass alle jederzeit Zugang hatten zu diesen Bildern: Um an gedruckte Sexmagazine zu kommen, musste man die Schwelle eines Sexshops überschreiten (oder als Jugendlicher auf die nächste Papiersammlung warten). Im Sexshop kosteten diese Magazine Geld, ebenso wie die teuren Pornovideos. In den Pornokinos gab es Alterskontrollen, und sie bargen die Gefahr,

als Pornokonsument entdeckt zu werden. Und die selbst geknipsten Fotos mussten – gleichfalls gegen Geld – von einem Entwicklungslabor verarbeitet werden. Wer das Fotomaterial in der Dunkelkammer selbst entwickelte und vergrösserte, brauchte dazu die Einrichtung, Zeit und Fachwissen.

All dieser Aufwand ist mit dem Internet weggefallen. Pornografie kann anonym, gratis, jederzeit und ohne wirksame Altersbeschränkung konsumiert werden. Die Auswahl ist gren-



«Sexy» Selfie: Erweiterter Teil des Selbstbeobachtung bei jungen Frauen.

zenlos. Selbst wer stundenlang vor dem Computer sitzt und Sexfilme schaut, wird immer nur einen kleinen Bruchteil des gesamten im Internet verfügbaren Angebots gesehen haben. Pornografische Bilder sind Teil des Alltags geworden. Das ist neu. Und es hat Auswirkungen.

Einen Jugendschutz im Netz gibt es praktisch nicht

Gut 70 Prozent der Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren geben heute an, schon einen Pornofilm gesehen zu haben. Für männliche Jugendliche – so kam jüngst eine deutsche Untersuchung («Porn im Web 2.0») zum Schluss – «sind Pornos normal und Bestandteil des alltäglichen Medienkonsums». Mädchen sind zwar schneller angewidert von expliziter Darstellung sexueller Praktiken, doch mit Pornografie in Berührung kommen auch sie – gewollt oder ungewollt. Ein Jugendschutz existiert im weltweiten Netz praktisch nicht. Zwar machen etliche Por-

nosites darauf aufmerksam, dass wer noch nicht 18 ist die Seite verlassen muss. Doch welcher neugierige Jugendliche klickt bei der Frage, ob er schon 18 sei, die Nein-Taste?

Verbote, das weiss auch die Pädagogik, bringen nichts. Sie muss sich deshalb mit der Frage beschäftigen, welche Auswirkungen die Internetpornografie auf die Sexualität von Jugendlichen hat. Da tappt die Wissenschaft allerdings noch ziemlich im Dunkeln. Denn die heute jungen Menschen sind die erste Generation, die derart unbeschränkt Zugang zur Pornografie hat. Zum Zweiten haben vorliegende Untersuchungen zum Teil unterschiedliche Ergebnisse darüber ergeben, wie sich der Konsum von pornografischen Bildern (Fotos oder Filme) auf die Sexualität von Erwachsenen auswirkt. Denn tatsächlich kann der untersuchte Pornokonsum bei den Konsumenten völlig gegenteilige Wirkungen haben. So gibt es Männer, die sich nach einer Phase intensiven Pornokonsums

>>

gelangweilt und des Gezeigten überdrüssig abwenden, andere wieder suchen nach stärkeren Stimuli, will heissen: nach immer härterer und abseitigerer Pornografie. Auch gibt es keine eindeutigen Belege dafür, dass Pornos bei Männern deren Frauenbild prägen oder verändern. Und schliesslich konnten Untersuchungen keine gültige Antwort auf die Frage geben, ob der Konsum von Pornografie bei erwachsenen Männern und Frauen Minderwertigkeitsgefühle auslöst, weil die Akteure in Sexfilmen dauernd Lust haben, immer können, immer Orgasmen erleben und ohne Skrupel und Eifersuchtsgefühle Partnerinnen und Partner wechseln.

Die Pädagogik reagiert eher hilflos

Früher war Pornografie «ein sexuelles Märchen für Erwachsene», sagt Jakob Pastötter, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung. Heute sei sie auch Bestandteil der sexuellen Aufklärung für Jugendliche geworden. Bislang habe die Pädagogik darauf eher hilflos und teilweise mit Bagatellisierung reagiert. Die Auswirkungen allerdings seien längst im Alltag auf den Schulhöfen und in sozialpädagogischen Institutionen angekommen. Das Verhalten der Jugendlichen sei zunehmend sexualisiert worden. Die Sprache unter Jugendlichen sei obszöner geworden, junge Männer und junge Frauen neigten zunehmend zu einem exhibitionistischen Verhalten.

Zwar räumt Pastötter ein, dass es zum Phänomen des sogenannten Sexting, dem Verschicken und Empfangen von (eigenen) Sexbildern via Smartphone, noch keine aussagekräftigen Untersuchungen gibt. Doch wer auf einer Internet-Suchmaschine die Stichworte «Selfie» und «nude» (nackt) eingibt, bekommt Tausende von Sexting-Bildern präsentiert. Es sind zumeist junge Frauen, die sich nackt oder halbnackt in Fotomodel-typischen Posen präsentieren. «Eine sexualisierte Konnotation ergibt sich aus den Körperhaltungen, mit denen sekundäre Geschlechtsmerkmale wie Muskeln, Brüste, Bauch, Statur oder Po in den Vordergrund gestellt werden», heisst es dazu in einer der wenigen Studien, die es zum Sexting bislang gibt. «Daneben freizügige Bekleidung, die Mimik (etwa der Kussmund) sowie die Art des Blicks mit einem lasziven, überlegenen oder fordernden Ausdruck.»

Wie gefährlich ist dieses Posieren? Was bewirkt es bei Jugendlichen? Wie gross ist die Gefahr des Missbrauchs? Einerseits ist die Selbstbeobachtung (Bin ich schön? Bin ich attraktiv für andere?) gerade bei jungen Frauen eine alterstypische Erscheinung. Was diese Frauen aber oft nicht bedenken, wenn sie diese Selbstbeobachtungen mit Freundinnen teilen oder dem Freund Bilder in erotischer Pose als Liebesbeweis schicken: dass die Bilder möglicherweise nicht nur vom Adressaten angesehen und wieder gelöscht werden, sondern weiterverschickt und damit potenziell für die ganze Welt zugänglich gemacht werden.

Zwar wissen die meisten Jugendlichen, dass Sexting Gefahren birgt. Aber sie vertrauen den Partnerinnen und Partnern, mit denen sie Bilder und Filme austauschen. Oft ist dann vor allem

der Vertrauensbruch die tragische und zutiefst verletzende Erfahrung, die vor allem junge Frauen machen: Wenn der Freund – aus welchen Gründen auch immer – das Bild nicht für sich behält.

Freilich räumen laut einer US-Untersuchung ein Drittel der Frauen, die Nackt-Selfies machen, ein, dass ihnen dies das Gefühl gibt, «sexy» zu sein. Wenn sie die Bilder verschicken – auch an Unbekannte –, erhoffen sie sich, dass sie als «sexy» und «attraktiv» erscheinen. Das sind Eigenschaften, die in einer Welt des Glambours («Deutschland sucht das Super-Model») grossen Wert haben. Das erklärt auch, warum sich mehr junge Frauen als Männer mit sexy Selfies im Netz präsentieren.

Eine Untersuchung zeigt: Pornografie ist Bestandteil des täglichen Medienkonsums geworden.

«Ein teilweise inszeniertes Phänomen»

Wie verbreitet das Sexting tatsächlich ist, lässt sich schwer beziffern. Die «Neue Zürcher Zeitung» zitierte im vergangenen Jahr

die James-Studie der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften. Laut dieser gaben nur 6 Prozent von 1100 befragten Jugendlichen an, je erotische Bilder oder Videos des eigenen Körpers verschickt zu haben. Nur 3 Prozent hatten jemals Pornofilme verschickt, und nur 1 Prozent hatte je Probleme wegen unerlaubter Inhalte bekommen. Zum Erstaunen der Forscher blieben «die problematischen Aspekte der Handynutzung» im Vergleich mit einer Erhebung aus dem Jahr 2010 sogar konstant – trotz der grösseren Handy-Verbreitung. Die Zeitung zitierte in diesem Zusammenhang den Kinder- und Jugendpsychologen Allan Guggenbühl, der das Sexting-Phänomen als «teilweise inszeniert» bezeichnete: «Medien, Politiker und sozial Tätige brauchen ein Problem, um sich profilieren zu können. Einst warnten sie vor Jazzmusik und Masturbation, heute vor Pornografie und Sexting.» Dass heute die meisten Jugendlichen früh in Kontakt kämen mit Pornografie, sei nicht zu verhindern. Aber sie gingen damit besser um, als dies die Erwachsenen erwarteten: «Die meisten wissen, wo die Grenzen sind.» Er halte es für falsch, aus Phänomenen wie Sexting eine riesige Sache zu machen: «Damit erreicht man meist das Gegenteil, weil das Thema erst recht interessant wird.»

Ob falscher Alarmismus oder nicht, Petra Grimm von der Hochschule für Medien in Stuttgart, die sich seit Längerem mit dem Thema Sexting beschäftigt, rät Lehrern und Sozialpädagogen, mit Jugendlichen darüber zu sprechen. Die Jugendlichen sollten zudem über das technische Know-how verfügen, «um Massnahmen ergreifen zu können, wenn die Veröffentlichung bereits geschehen ist».

Auch Jakob Pastötter sieht die Erzieherinnen und Erzieher in der Pflicht. Man solle Pornografie und Sexting nicht bagatellisieren, aber die Jugendlichen für ihr Verhalten auch nicht verurteilen. Angst sei fehl am Platz, wenn man heute beurteile, wie das Internet die Sexualität von jungen Menschen verändere. Pornografie sei zwar so einfach zugänglich wie nie. Aber man stelle fest, dass Jugendliche, «je erfahrener sie werden mit der eigenen Sexualität, die Sexualität in Pornofilmen als das ansehen, was sie ist: wenig realistisch». ●

Nackt-Selfies geben jungen Frauen das Gefühl, «sexy» und für andere Menschen attraktiv zu sein.

Bei Cybermobbing müssen Schulen sofort eingreifen und beraten

Das Gift im Internet

Cybermobbing oder Mobbing – das Prinzip bleibt sich gleich: Bei beiden Vorfällen ist sofortiges Eingreifen notwendig. Und immer ist es sinnvoll, schon lange bevor etwas passiert, einen Interventionsplan festzulegen, damit Mobbing sein Gift im Internet nicht still und hinterhältig ausbreitet.

Von Claudia Weiss

Wer in Genfer Schulen ein Mobbing startet, kommt nicht so leicht davon: Wird ein Fall gemeldet, startet sofort ein orches-triertes Gegenprogramm. Neben den Klassenkameraden werden alle im Umfeld mit einbezogen, von den Lehrpersonen und den Eltern bis hin zum Schulabwart, den Kindergärtnerinnen und den Betreuern der Tagesschule. «Alle involvierten Erwachsenen wissen dann bereits genau, was sie zu tun haben», fasst Laetitia Magnin zusammen. Magnin ist Leiterin der Fachstelle Schulmediation «Le point» im Kanton Genf, und sie präsentiert die Interventionsstrategie für Mobbing-Fälle. «Ob es sich um Mobbing oder Cybermobbing handelt, spielt letztlich keine Rolle», sagt sie, das Prinzip sei genau das gleiche: «Es entsteht auf die gleiche Art, läuft praktisch gleich ab – und die Interventionen sind dieselben.»

Der grösste Unterschied: Cybermobbing läuft sehr viel schneller aus dem Ruder, weil es sich lawinenartig ausbreitet. Und ausserdem sind die Täter oft nur schwer fassbar, weil es viel anonym abläuft. Das zeigt eine Geschichte in der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit». Sie handelt von einer 15-jährigen Schülerin, die darin «Lea» genannt wird. Innert Wochen wurde aus dem Teenager, bis anhin von Lehrern als «selbstbewusst und beliebt» bezeichnet, ein verunsichertes Mobbing-Opfer.

Cybermobbing läuft schneller aus dem Ruder als Mobbing. Und es läuft viel anonym ab.

Den Anfang ihrer Tragödie sucht sie noch. Vielleicht geschah es, als sie sich von ihrem Freund trennte. Er, als Macho in der Klasse unbeliebt, konnte vielleicht mit der Trennung nicht umgehen, vielleicht setzte er Gerüchte in Umlauf, ganz sicher hat das Lea nie herausgefunden.

Jedenfalls begannen kurz nachdem sie Schluss gemacht hatte, die Sprüche, zuerst auf dem Schulhof, dann ganz schnell in einem Onlineforum. «Analia» wurde sie genannt, die Schreiber äusserten die Vermutung, sie habe mit ihrem Freund Analsex gehabt. Zuerst ignorierte sie die Anwürfe, wischte den ersten Gedanken an Mobbing rasch beiseite: Mobbing, habe sie gedacht, sei etwas, das dicken Mädchen auf dem Schulhof passiere, doch nicht ihr.

Mobbing oder Cybermobbing ist egal, der Effekt bleibt gleich

Die Frage, ab wann ein Verhalten unter Mobbing – oder eben Cybermobbing – laufe, hat auch Fachleute beschäftigt. Inzwischen haben sie klare Definitionen ausgearbeitet. In einem Merkblatt für Schulleitungen, Lehrpersonen und Schuldienste des Luzerner Bildungs- und Kulturdepartements heisst es beispielsweise: «Unter Cybermobbing versteht man das absichtliche Beleidigen, Bedrohen, Ausgrenzen, Blossstellen oder Belästigen anderer mit Hilfe digitaler Kommunikationsmittel (zum Beispiel Internet, Mobiltelefon und

anderem).» Ein Merkmal ist, dass die Angriffe wiederholt und über längere Zeit stattfinden. Und dass das Opfer darunter leidet. Das besonders Trickreiche am Cybermobbing ist, dass die Verbreitung von Verunglimpfungen rund um die Uhr möglich ist. Das bedeutet zum einen, dass das Publikum unüberschaubar ist, und zum anderen können auch die Täter viel schwieriger feststellbar sein. «Die Opfer erfahren oft erst viel später davon», heisst es im Merkblatt.

>>

Selten ist Cybermobbing nicht, wie eine grosse Umfrage von Wissenschaftlern der Universitäten Münster und Hohenheim zeigt: Sie befragten für die Studie «Cybermobbing an Schulen» 5656 Schülerinnen und Schüler an 33 Schulen im süddeutschen Raum und fanden heraus, dass ein Drittel von ihnen schon mindestens einmal von Mobbing-Attacken im Internet betroffen war. Allerdings arbeiteten die Studienautoren mit einer relativ weit gefassten Definition von Cybermobbing: Sie zählten bereits mehrmaliges Verschicken von beleidigenden Mails oder Nachrichten als Mobbing-Attacke oder das Hochladen peinlicher Videos oder das Posten gemeiner Facebook-Nachrichten.

Häufig sind Beleidigungen und das Verbreiten von Gerüchten

Tatsächlich handelte es sich in den allermeisten Fällen um beleidigende Nachrichten (14,5 Prozent gaben an, schon einmal beleidigende Nachrichten verfasst zu haben), während 7,9 Prozent von ihnen jemals vertrauliche Informationen an Dritte weitergeleitet hatten. Rund 5 Prozent der Schüler gaben an, sie hätten schon Nachrichten unter falschem Namen verschickt. Ziemlich selten hingegen (1,9 Prozent) wurden peinliche Bilder und Videos bei Youtube hochgeladen, die dann auch für die breite Öffentlichkeit zugänglich waren. Von Seite der Opfer zeigte sich ein ganz ähnliches Bild: Die meisten von ihnen berichteten von Erfahrungen mit Beleidigungen, Weiterleiten vertraulicher Informationen und Verbreiten von Gerüchten. Besonders interessant: Gemäss Studie lassen sich Opfer und Täter manchmal gar nicht so genau unterteilen, viele stehen einmal auf der einen, ein anderes Mal auf der anderen Seite.

Ruth Festl, die Leiterin der deutschen Studie, kommentiert ihre Ergebnisse: «Der Zugang zu Multimedia-Handys und die Allgegenwart des Internet im Alltag Jugendlicher haben dazu geführt, dass der Schritt zum Mobben im Netz oft nur noch ein kleiner ist.» Ihre Studie zeigt auch, dass insbesondere Vielnutzer von Internet und sozialen Netzwerken häufiger zu den Tätern gehören. Generell, so immerhin die beruhigende Nachricht, kommen jedoch wirklich schlimmes und sehr verletzendes Mobbing vergleichsweise selten vor. Für die Opfer jedoch ist jeder Fall einer zu viel.

Ignorieren bringt nichts, Handeln ist angesagt

Für Lea aus der «Zeit»-Geschichte war die Rolle des Opfers völlig neu, und sie wollte nicht sofort petzen. Deshalb reagierte sie anfangs gar nicht. Aber im Internet verbreiten sich Zoten und schmutzige Witze rasch; sie begann darunter zu leiden und zog ihre Mutter ins Vertrauen. Als diese kurzerhand die Mütter von ein paar Pöblern anrief, reagierten diese zwar sehr betroffen und schämten sich für ihre Söhne. Die Söhne selber jedoch verschärfen ihre hämischen Witze, und in einer WhatsApp-Gruppe vor einer Party wurden die Sprüche so schlimm, dass Lea am Vorabend der Party nur noch weinend zwischen ihren Eltern auf dem Sofa sass. Zwei der Mobber waren früher ihre besten Freunde gewesen, mit anderen hatte sie nie zu tun gehabt. «Das war wie eine Mitläuferorgie in der virtuellen Welt», sagte Lea rückblickend.

An diesem Abend beschloss sie, zu handeln und sich gegen die Pöbler zur Wehr zu setzen. Zusammen mit ihren Eltern mach-

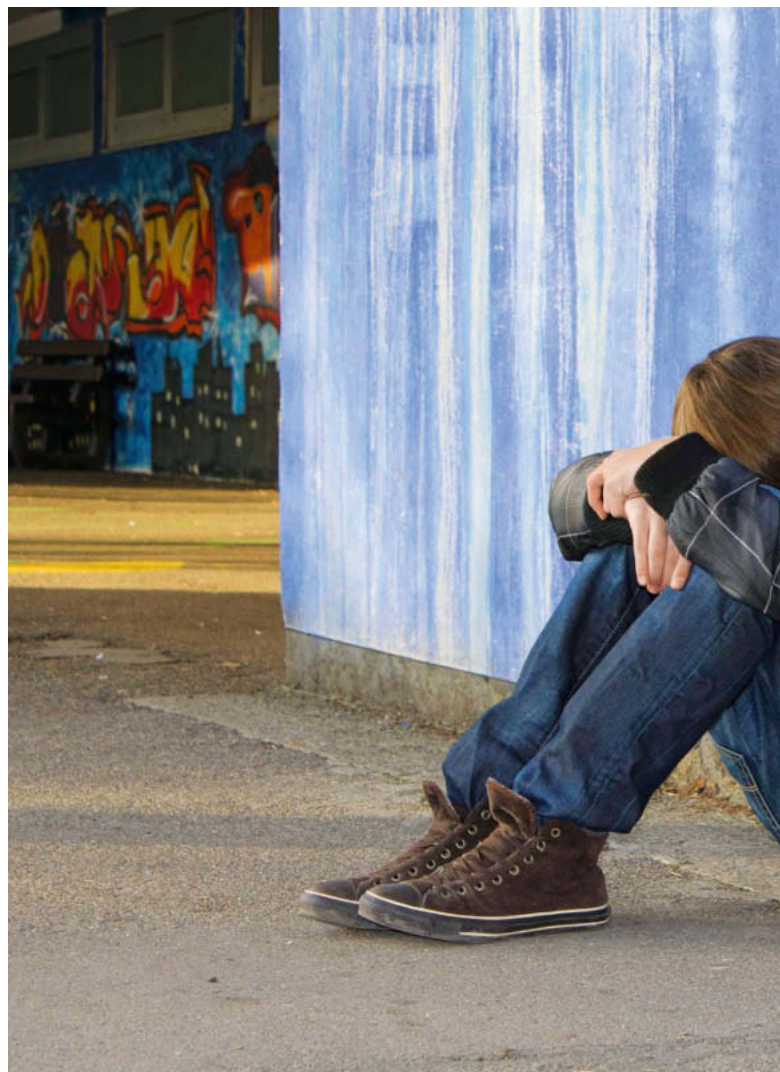
te sie Screenshots von den Chat-Mitteilungen und WhatsApp-Nachrichten und meldete sich am nächsten Tag beim Schuldirektor, danach auch noch bei der Polizei. Der Direktor ging in den Klassen vorbei und erklärte, solches Verhalten dulde er nicht. Für den Fall, dass das nicht sofort stoppe, drohte er mit

Konsequenzen. Die betreffenden Schüler schauten beschämt weg – und Lea litt Qualen, wusste nicht, ob dieser Schritt gut war oder ob es von nun an noch schlimmer würde.

Massnahmen vorher festlegen

Dennoch: Der Schuldirektor hat richtig gehandelt, indem er allen Beteiligten klarmachte, dass er ein solches Verhalten an seiner Schule

unter keinen Umständen duldet. Genau das empfiehlt jedenfalls auch Laetitia Magnin von der Genfer Fachstelle Schulmediation in solchen Fällen: «Sofort handeln.» Und zwar nach einem genauen Ablauf, angefangen bei der Direktion. Die Interventionen – auch das ganz zentral – «sollen nicht erst erarbeitet werden, wenn es passiert ist, sondern lange vorher». Die Fachstelle hat daher einen Massnahmenkatalog mit sechs Punkten erarbeitet, der schon lange vor einem tatsächlichen Mobbingfall einsetzt:



Der grosse Blues: Cybermobbing ist sehr verletzend und erst noch besser ist es, dem Treiben aktiv entgegenzutreten. Notfalls auch mit ei-

Punkt eins lautet, alle Erwachsenen, die jemals involviert sein könnten, rund um das Thema auszubilden und zu sensibilisieren. In Punkt zwei werden die Rollen und Verantwortlichkeiten geklärt: «Es ist nicht ganz einfach, alle Erwachsenen an Bord zu holen, aber sehr wichtig», betont Magnin. Wenn es so weit kommt, müssen sich alle verantwortlich fühlen. Punkt drei regelt den Ablauf im Detail, angefangen bei der Direktion einer Institution, damit klar ist, wer wann mit welcher Aufgabe ins Spiel kommt.

Punkt vier hält fest, dass eine Präventionsgruppe gebildet wird, die dafür sorgt, dass es möglichst nicht zu Mobbing-Situationen kommt. Punkt fünf besteht aus drei Flyern für Schülerinnen und Schüler, für Lehrpersonen und für Eltern. Sie enthalten praktische Tipps und Kontaktadressen, damit alle genau wissen, an wen sie sich im Mobbingfall wenden können. Und Punkt sechs sind Bildungsmodule, die helfen, Cybermobbing besser zu verstehen. Die Fachstelle arbeitet ausserdem eng mit der Kantonspolizei zusammen, wie Magnin sagt: «Es handelt sich bei Cybermobbing um eine besondere Form von Gewalt – sie hat keine Grenzen, sie ist nicht durch Zeit und Ort

Cybermobbing soll angezeigt werden: Das gibt eine Signalwirkung und zeigt, dass es schlimm ist.

definiert, deshalb entstehen ganz neue Fragen.» Ziel jedoch sei die ständige Sicherheit aller Schulgemeindemitglieder.

Für Lehrpersonen gilt: Lieber zu früh als zu spät eingreifen

Genau da sind aber viele Lehrerinnen und Lehrer unsicher. Fragen wie: «Ab wann ist es gravierend? Wann soll ich eingreifen?» hört Nadia Ruffiner vom Schulpräventionszentrum Cappes im Kanton Neuenburg immer wieder. Sie antwortet jeweils: «Sofort. Es gilt rasch ein Protokoll über die Abläufe festzuhalten, an dem sich nötigenfalls alle orientieren können.» Bei einem Mobbing gebe es stets ein Kontinuum von Schweregrad und Komplexität.

Sie hat vier Stufen definiert: «Gute Situation», «gewöhnlich kritische Situation», «kritische Situation mit Bedrohung» und «Situation Amok» nennt sie diese. Sobald etwas ausserhalb von «guter Situation» liege, gehe es darum, die Lage zu erkennen und zu wissen, was im Moment angebracht sei. Dabei helfe eine Analyse der Komplexität, das Einordnen, wer Täter, Opfer, Zeuge ist, und wer wo steht. «Danach geht es darum, rasch zu handeln und nötigenfalls mit allen möglichen Stellen zusammenzuarbeiten.» Auch die Nachbearbeitung der Fälle sei wichtig: «Nach einem Cybermobbing ist meist vor dem nächsten.» Deshalb werden die Erfahrungen der vergangenen Fälle laufend mit einbezogen und gleich für die Präventionsarbeit verwendet. In Leas Geschichte war es das Richtige, die Täter konkret mit ihren Taten zu konfrontieren. Die Ansprache des Direktors und die Anzeige bei der Polizei brachten sie zur Besinnung und stoppten das Mobbing. Einige Schüler schrieben ihr danach eine SMS als Entschuldigung. Eine Frechheit, fand Lea, aber eine persönliche Entschuldigung brachten sie wohl nicht über sich. Als Lea einen Monat später bei der Täter-Opfer-Ausgleichsstelle ihren Mobbern gegenüber sass und jeden einzelnen fragte, warum er mitgemacht habe, wusste keiner eine Antwort. Sicher ist, dass es ihnen einfach zu einfach lief: Das Mobben ist anonym, «ich konnte ihre Reaktionen ja nicht sehen», habe einer von ihnen später gesagt. Ob er sonst aufgehört hätte? «Bestimmt», und überhaupt seien es für ihn ja bloss zwei, drei Sätze gewesen.

Bis ein Fall bei der Polizei landet, ist schon sehr viel passiert

Für die Opfer sind solche Sätze allerdings nicht nur äusserst kränkend oder gar bedrohlich, sondern noch dazu sehr peinlich. «Viele Fälle bleiben deshalb sehr lange unter dem Deckel», weiss Shirin Scheidegger, Polizistin bei der Jugend- und Präventionspolizei des Kantons Basel-Stadt. «Bis sie dann bei der Polizei landen, ist meistens schon sehr viel gelaufen.» Dabei sei es wichtig, Cybermobbing anzuzeigen: «Das gibt eine Signalwirkung und zeigt, dass etwas Schlimmes vorliegt.»

Auch sie betont, das Ziel müsse sein, früher zu reagieren. Das wiederum geht nur, wenn Lehrpersonen, Eltern und Schülerinnen und Schüler gut informiert sind. «Steter Tropfen höhlt den Stein», sagt sie. Und sie meint damit nicht die zermürbende Wirkung eines länger dauernden Cybermobbings, sondern die Wirkung von stetiger Prävention: Wer gut vorbereitet ist, früh reagiert – und vor allem im Zusammenspiel mit allen im Umfeld –, kann Mobbing früher den Riegel schieben. Egal, ob es auf dem Schulhof oder im Internet stattfindet. ●



schämend. Dennoch macht es keinen Sinn, still zu leiden. ner Anzeige bei der Polizei.

Delinquenz, Alltagskultur und die (alte) Angst vor neuen Medien

Handyfilme machen Schlagzeilen

Begünstigen Handyfilme Gewalt? Verursachen sie Übergriffe gar? Nein, sagen unsere Autorin und unser Autor, die Debatte über das jugendkulturelle Medium spiegle womöglich die Angst der Erwachsenen vor Kontrollverlust.

Von Ute Holfelder und Christian Ritter*

Im Juni 2005 berichtete die Schweizer Nachrichtensendung «10 vor 10», dass am Bahnhof Winterthur ein Velofahrer brutal zusammengeschlagen worden war. Der Vorfall machte Schlagzeilen, weil die jugendlichen Täter den Übergriff mit einer Handkamera gefilmt hatten.

Moderator Stephan Klapproth bezeichnete dieses aus englischen Städten bereits bekannte Phänomen als «brutal-absurde



* **Christian Ritter und Ute Holfelder** arbeiten als wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich.

Sie untersuchten in einem vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt, wie Jugendliche in ihrem Alltag mit dem Medium Handyfilme umgehen. Das zwischen 2012 und 2014 durchgeführte Projekt «Handyfilme – künstlerische und ethnographische Zugänge zu Repräsentationen jugendlicher Alltagswelten» ist eine Kooperation zwischen der Universität Zürich und der Zürcher Hochschule der Künste.

Perversion», während die Gratiszeitung «20 Minuten» fragte, ob der brutale Trend aus Grossbritannien nun auch in der Schweiz Fuss fassen werde.

Von ähnlichen Vorfällen wird mittlerweile in der Boulevardpresse immer wieder berichtet, sodass mitunter der Eindruck entsteht, solche Gewalthandlungen seien unter Jugendlichen an der Tagesordnung. Dabei handelt es sich nachweislich um Einzelfälle, die zumeist mit einer bestehenden Gewaltaffinität der Täter einhergehen und oft eine Fortsetzung und Ausweitung bereits bestehender Konflikte darstellen. Bei solchen Vorkommnisse erhält die Verletzung körperlicher und psychischer Integrität aber eine neue Qualität: Durch das Filmen von Gewalthandlungen werden die Opfer doppelt misshandelt, weil sie nicht nur in der Aufnahmesituation physische und psychische Verletzungen erleiden, sondern auch im Anschluss mittels der medial verbreiteten Aufzeichnung gedemütigt werden.

Durch das Filmen von Gewalthandlungen werden die Opfer doppelt misshandelt.

Der Überfall in Winterthur markierte denn auch weniger den Beginn eines jugendkulturellen Trends als einer gesellschaftlichen und medienpädagogischen Debatte. Wenn in diesem Umfeld über Handyfilme gesprochen wird, dann zumeist, um Schülerinnen und Schüler, Eltern und Behörden für die Gewalt zu sensibilisieren, die angeblich durch das neue Medium begünstigt oder gar verursacht wird. Es ist darum nicht verwunderlich, dass viele Erwachsene dem Handyfilmen von Jugendlichen mit Skepsis begegnen. Auf der anderen Seite stehen viele junge Frauen und Männer einer eindimensionalen Sicht auf Handyfilme kritisch gegenüber. Sie sehen darin eine ungegerechtfertigte Pauschalisierung von Jugendlichen und deren Mediengebrauch.

«Happy Slapping» in der Schweiz

Der im Sommer 2005 in der Schweizer Presse aufgegriffene Fall wird als «Happy Slapping» («Fröhliches Schlagen») bezeichnet, ein Phänomen, das erstmals im Jahr 2004 in Grossbritannien dokumentiert worden ist: Eine oder mehrere Personen greifen hierbei scheinbar grundlos eine weitere Person an und filmen das Geschehen mit der Handykamera. Der Handyfilm wird anschliessend an andere Personen verschickt oder online gestellt. Wenn in den Medien und in der wissenschaftlichen Literatur nach dem Ursprung für «Happy Slapping» gesucht wird, wird oft auf einen Werbespot der britischen Limonadenfirma Tango aus dem Jahr 1992 verwiesen. In diesem ist zu sehen, wie eine als Orange verkleidete Figur blitzschnell auf einen Mann zu rennt und diesen grundlos ohrfeigt. Der unerwartete Schlag soll das Überraschungsmoment versinnbildlichen, das man angeblich erlebt, wenn man die säuerliche Limonade zu sich nimmt – gemäss dem Werbeslogan: «You know when you've been tango'd.» Kinder und Jugendliche sollen sich daraufhin das beliebte Video zum Vorbild genommen und damit begonnen haben, ihre Eltern und Mitschüler grundlos zu ohrfeigen. Diese doch eher krude Behauptung führte schliesslich aber dazu, dass der Hersteller den Werbefilm vom Markt nahm. Inwiefern der Werbespot tatsächlich als mediales Vorbild für reale Vorfälle angesehen werden kann, sei dahingestellt. Dasselbe gilt für in den Nullerjahren populäre MTV-Shows wie «Jackass» oder «Dirty Sanchez», in denen die Protagonisten Quälereien als Mutproben bestehen müssen. Diesen Shows wird ebenfalls unterstellt, sie würden Jugendliche zur Nachahmung und filmischen Dokumentation gezeigter Gewalttaten anregen. Die medienpädagogische Forschung hierzu geht davon aus, dass sich die Jugendlichen durch das Filmen mit dem Handy Situationen schaffen, in denen sie eine «spezielle Ästhetik der Gewalt» realisieren können, die ihnen aus massenmedialen Vorbildern vertraut ist.

Es ist unbestritten, dass bei kriminellen Handlungen wie Schlägereien oder Sexualdelikten heute auch Handykameras eine Rolle spielen können. Das ist aber auch nicht verwunderlich: Das Vorhandensein der Geräte legt nahe, es auch in solchen Situationen zu nutzen. Es gibt kaum eine alltägliche Situation,

Handyfilme – Kultur in Bild und Ton

Im Oktober 2015 startet in Bern die interaktive Wanderausstellung «Handyfilme – Jugendkultur in Bild und Ton». Sie vermittelt wissenschaftlich fundiertes Wissen zum Thema und macht das Medium Handyfilm als kreative Ressource im jugendkulturellen Alltag sichtbar. An jedem Standort findet zudem eine Weiterbildung für Fachpersonen aus Schule und Sozialer Arbeit statt. Mehr Infos unter www.handyfilme.net

Zur Ausstellung erscheint ein wissenschaftliches Sachbuch mit Praxisteil:

Ute Holfelder und Christian Ritter: «Handyfilme als Jugendkultur», UVK Verlag, Konstanz, 2015. 150 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Farbseiten.



Jugendliche filmen ihren Alltag mit dem Handy: Die Diskussion über den Smartphone-Gebrauch ist im Gang.

die Jugendliche nicht mit dem Handy filmen: Unterwegs im Zug, im Zoo, bei Konzerten – immer ist die Handykamera dabei und wird auch benutzt. Es liegt also nahe, dass die Kamera auch in intimen oder gar übergriffigen Situationen eingeschaltet wird. Dies bedeutet aber nicht, dass die Handykameras der Grund für brutale Vorfälle wie das «Happy Slapping» oder Sexualdelikte sind, sondern die Aufnahmegeräte werden als zusätzliches Mittel gewaltförmiger Machtausübung eingesetzt.

Neue Medien – alte Ängste

Dass Gewalthandlungen in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Medienkonsum von Jugendlichen gestellt werden, ist allerdings nicht erst eine Perspektive im Zeitalter der Digitalisierung.

Dies lässt sich eindrücklich an den Einschätzungen des deutschen Psychiaters Robert Gaupp zeigen, der bereits vor 100 Jahren vor dem Konsum der damals neuen Kinofilme gewarnt hat. Bei einem Vortrag im Jahr 1912 berichtete er davon, wie der Kinobesuch von drei New Yorker Jugendlichen zu einem Fall extremer Gewalt geführt haben soll: Drei italienische Knaben hätten im sogenannten Kinematographen eine Szene gesehen, bei der ein Missionar von Kannibalen gebraten und verspeist wurde. Dies hätte sie dazu veranlasst, einen Buben niederschlagen und den Bewusstlosen auf einen Scheiterhaufen zu legen. Der zwischenzeitlich erwachte und schreiende Junge konnte zwar von

>>

WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

Die Personalberatung von CURAVIVA Schweiz sucht im Auftrag einer renommierten Altersorganisation mit mehreren Standorten im Kanton Bern per sofort oder nach Vereinbarung eine/n

FACHEXPERTIN/FACHEXPERTEN RAI 100%

Unsere Auftraggeberin, eine der führenden Betreiberin von Alters- und Pflegeeinrichtungen in der Region Bern, bietet an mehreren Standorten insgesamt 1'500 Senioren ein Zuhause. Engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterstützen die Gäste im Alltag, betreuen und pflegen bedürfnisgerecht und bieten den Rahmen für ein aktives und erfülltes Leben im Alter.

Ihre Hauptaufgabe

In erster Linie sind Sie verantwortlich für die richtige Anwendung, Schulung und das Controlling der Pflegeeinstufungssysteme RAI NH und RAI HC an allen Standorten. Als Fachexpertin/Fachexperte gewährleisten Sie eine hohe Beratungskompetenz und fordern und fördern die Rai-Anwendenden in ihrer Selbstständigkeit. Zudem pflegen Sie einen regelmässigen internen wie externen Fachaustausch. Dadurch stellen Sie die gewohnt hohe Pflegequalität als auch deren kontinuierliche Weiterentwicklung sicher. Zusätzlich begleiten Sie das Krankenkassencontrolling vor Ort und führen jährlich die unternehmensinternen Audits durch.

Ihr Profil

Um diese Position erfolgreich zu besetzen, sind eine Ausbildung als Pflegefachperson auf Tertiärstufe sowie die Weiterbildung zur Supervisorin/zum Supervisor und langjährige Berufserfahrung in ähnlicher Position erforderlich. Sehr gute Kenntnisse der elektronischen Pflegedokumentation runden Ihr Profil zudem ab. Weiter fällt es Ihnen leicht, mit verschiedenen Anspruchsgruppen zu kommunizieren und Ihr Fachwissen im Rahmen von internen Schulungen verständlich zu vermitteln. Überdies zeigen Sie viel Eigeninitiative und Ihr Verhandlungsgeschick beruht auf einer gewinnenden und konstruktiven Persönlichkeit. Schliesslich arbeiten Sie selbstständig, sind flexibel und belastbar.

Ihr Arbeitgeber

Die Institution ist die erste Adresse für das Wohnen im Alter und setzt klare Standards - sei es in der Qualität der Pflege und Betreuung, der Dienstleistungen, der Gastronomie oder der Infrastruktur. Mitarbeitende schätzen die fortschrittlichen Anstellungsbedingungen und attraktiven Weiterbildungsmöglichkeiten in einem wertschätzenden Betriebsklima. Der zentrale Arbeitsort ist mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zudem sehr gut erreichbar.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann freut sich Frau Elise Tel, Leiterin **Personalberatung CURAVIVA Schweiz** auf Ihre Bewerbungsunterlagen per Post oder E-Mail (Ref. 220): Elise Tel, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14, e.tel@curaviva.ch. Frau Tel erteilt auch gerne Auskunft unter der Nummer 031 385 33 63.

Senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen per Post oder E-Mail an:

CURAVIVA Schweiz
Personalberatung
Elise Tel
Zieglerstrasse 53
3000 Bern 14
E-Mail: e.tel@curaviva.ch

Der nationale Dachverband CURAVIVA Schweiz vertritt die Interessen und Positionen von über 2400 Heimen und sozialen Institutionen. Die Personalberatung von CURAVIVA Schweiz ist auf die Vermittlung von Kader- und Fachpersonen aus der Heimbranche spezialisiert. Dank einem etablierten und persönlichen Netzwerk und langjähriger Erfahrungen wird hier die richtige Person an den richtigen Ort vermittelt.

www.curaviva.ch/personalberatung

Erwachsene gerettet werden, doch blieb das Opfer infolge der schweren Brandwunden entstellt und behindert.

Dieses drastische Beispiel könnte auch heute angeführt werden – nur wäre dann der Begriff «Kinematograph» vermutlich ersetzt durch ein einschlägiges Computerspiel wie «Counter-Strike» oder «Call of Duty». Aus einer historischen Perspektive fällt auf, dass sich die Argumentationsmuster quer durch die Mediengeschichte wiederholen: Die Einführung neuer Medientechnik wird von ihren Befürworterinnen und Befürwortern als Innovation begrüsst, während Kritiker und Kritikerinnen auf die Gefahren hinweisen, die für die Kinder und Jugendlichen entstehen würden. Das war beim Buch so, beim Kino, beim Fernsehen und beim Computer. Dabei wird davon ausgegangen, dass die konsumierten Medieninhalte direkt auf das Handeln junger Menschen übertragen werden. Solche Befürchtungen sprachen und sprechen insbesondere Pädagogen, Ärzten, Psychologen und Juristen aus, die vor Passivität, Abstumpfung, Realitätsverlust, Verrohung und Aggressionssteigerung durch den Medienkonsum warnen.

Die historische Rückschau offenbart, dass in solchen Diskussionen immer auch soziale Konflikte und gesellschaftliche Machtpositionen verhandelt werden: zwischen den Geschlechtern, zwischen den Generationen oder zwischen sozialen Klassen und Milieus. So befürchtete der Klerus bei der Einführung des Buchdrucks den Verlust seiner Deutungshoheit, weil die

Gläubigen nun selbst die Bibel lesen konnten. Im 18. Jahrhundert wurde eindringlich vor der «Lesesucht» von «Weibspersonen» und Kindern gewarnt – notabene von Männern, die befürchteten, das patriarchale System nicht mehr aufrechterhalten zu können.

Verhandlung über den Mediengebrauch noch voll im Gang

Die Geschichte zeigt aber auch, dass sich die Wogen der gesellschaftlichen Debatten meistens wieder glätten, wenn die neu eingeführten Medien selbstverständlicher geworden sind und im Alltag breit genutzt werden. So werden heutige Debatten bezüglich des Fernsehkonsums von Kindern und Jugendlichen weit weniger hitzig geführt als noch vor 20 bis 30 Jahren.

Demgegenüber ist die Verhandlung des jugendkulturellen Mediums Handyfilm und des Smartphone-Gebrauchs insgesamt noch in vollem Gange. Möglicherweise spiegelt sich darin ein befürchteter Kontrollverlust von Erwachsenen wider. Diese sind mit der neuen Medientechnik und den damit verbundenen

Formen der Kommunikation und Interaktion oft weniger vertraut als die Jugendlichen, für deren Schutz und Begleitung sie sich verantwortlich fühlen. Ohne Zweifel werden aber auch diese Debatten allmählich abebben, und das Medium Handyfilme wird mehr und mehr aus den Schlagzeilen verschwinden. ●

Werden Medieninhalte direkt auf das Handeln junger Menschen übertragen?

Anzeige



Die führende mobile Pflegedoku für Spitex und Heim

careCoach goes Android !

careCoach goes BESA LK10 !

careCoach goes Spitex !

tacsCoach Controlling !



...Zeit für's Wesentliche !



**Achtung !
...nur für Liebhaber...**

von Pflege- und Betreuungsqualität,
von hoher Effizienz infolge Prozess-Durchgängigkeit,
von einer Software, die inhaltlich und technisch immer à jour ist,
von gleichzeitiger Abrechnung unterschiedlicher Systeme (Spitex, RAI, BESA)

Tel 044 360 44 24

topCare Management AG
Stampfenbachstrasse 68, 8006 Zürich

www.carecoach.ch



careanesth
jobs im schweizer gesundheitswesen

Stellen in der Langzeitpflege Festanstellungen, Temporär- und Springer-Einsätze

Interessiert? Besuchen Sie uns auf www.careanesth.com

Careanesth AG, Nelkenstrasse 15, CH-8006 Zürich, Tel. +41 44 879 79 79
www.careanesth.com

Modulare Weiterbildung für
Fach- und Führungspersonen in Heimen
individuell – flexibel – zielorientiert

www.careum-weiterbildung.ch

Ohrensesselgespräche:
27.10.15 / 17.11.15 / 08.12.15

careum Weiterbildung

CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

organisationen
beraten. coachen.

eidg. dipl. berater/in in veränderungsprozessen nds hf

supervidieren.

gut beraten.bso

www.weiterbildung.curaviva.ch/management

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern Telefon 041 419 01 72 weiterbildung@curaviva.ch

Games sind mehr als Unterhaltung und Zerstreuung – sie fördern auch Fähigkeiten

Jugendliche können die virtuelle und die reale Welt gut auseinanderhalten

Spielen am Computer und auf Smartphones ist unter Jugendlichen weit verbreitet. Was ist die Faszination, in virtuellen Welten zu gamen – allein und mit anderen? Zwar gibt es tatsächlich Gefahren. Aber die Spiele bieten durchaus auch Chancen, Fertigkeiten zu üben.

Von Renato Hüppi*

Die Herstellungskosten für neue Spiele und die Umsätze der Game-Industrie liegen mittlerweile um einiges höher als die Umsätze anderer Sparten der Unterhaltungsindustrie, etwa der Filmindustrie in Hollywood. Die Entwicklungskosten des teuersten Computerspiels (Destiny, Stand September 2015) sind mit 500 Millionen Dollar fast doppelt so hoch wie die Herstellungskosten des teuersten Films («Fluch der Karibik 3»).



*Renato Hüppi, 34, arbeitet seit neun Jahren in der offenen Jugendarbeit (OJA), sechs davon in Zürich-Oerlikon. Seit sechs Monaten ist er dort Stellenleiter. Er ist ausserdem Mitglied von GameInfo, einer Stelle, die Chancen und Risiken des Computerspielens aufzeigt. Hüppi leitet an diversen Fachhochschulworkshops zu Chancen und Gefahren digitaler Medien und zu elektronischen Spielen. Workshops gibt er auch für Oberstufenschülerinnen und -schüler (www.gameinfo.info).

Die durchschnittlichen Nutzerinnen und Nutzer der digitalen Spiele sind, entgegen der landläufigen Meinung, nicht hauptsächlich Jugendliche, sondern Erwachsene, die durchschnittlich um die 30 Jahre alt sind. Zudem ist Gamen keine Männerdomäne mehr. Die Spielerinnen holen auf. Nicht zuletzt, weil nicht mehr vor Bildschirmen im dunklen Keller, sondern immer mehr auf mobilen Geräten wie Tablets oder Smartphones gespielt wird.

Gamen bietet Unterhaltung – und fördert Fähigkeiten

Unbestrittenermassen üben elektronische Spiele aber auf junge Menschen eine hohe Faszination aus, vor allem auf Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren. Das Spiel bietet ihnen – im Gegensatz zu anderen Unterhaltungsmedien wie Bücher und Filme – die Möglichkeit, in die Handlung einzugreifen und Geschichten selber zu steuern.

Digitale Spiele (wie übrigens analoge auch) dienen jedoch nicht nur der reinen Unterhaltung und Zerstreuung, sondern stellen Anforderungen an Geschicklichkeit und Vorstellungsvermögen.

Gamerinnen und Gamer tauchen in neue Welten ab und messen sich im Wettkampf. Dazu kommunizieren sie mit Bekannten oder Fremden, mit Leuten aus der ganzen Welt. Die meisten neuen Spiele können online gespielt werden und beinhalten eigene Chat-Funktionen. Nebst diesen Hauptfunktionen fördert das Spielen am Computer oder der Konsole, abgesehen von der naheliegenden Hand-Auge-Koordination, diverse weitere Fähigkeiten und Fertigkeiten: Verschiedene Studien belegen, dass elektronische Spiele strategisches Denken fördern, den Umgang mit Sieg und Niederlage, die Teamfähigkeit oder das räumliche Vorstellungsvermögen ebenso wie Kommunikationsfähigkeit.

Beim Spielen können Jugendliche in die Handlung eingreifen und in neue Welten abtauchen.

>>

ten, den Umgang mit dem PC, Kreativität und Durchhaltewillen.

Jugendliche bewältigen in der Pubertät wichtige entwicklungspsychologische Phasen: Raumeignung, Identitätsbildung oder neue Handlungs- und Verhaltensweisen. Für all dies bieten digitale Spiele mögliche Räume, in denen sie sich und wichtige Sachverhalte erproben können. Die Raumeignung ist vor allem in urbanen Gegenden wichtig. Dort gibt es für Jugendliche kaum Plätze, in denen sie sich frei und unbeobachtet bewegen können. Anders in den digitalen Spielen: Da stehen ihnen ganze Welten zur Verfügung! Ausserdem bieten Games die Möglichkeit, in andere Rollen zu schlüpfen, vielleicht sogar ein anderes Geschlecht oder eine andere Gesinnung anzunehmen und Handlungen auszuprobieren, die sie im realen Leben bleiben lassen. Die Auswirkungen bleiben auf die Spielwelt beschränkt und greifen nicht auf die reale Welt über. Die allermeisten Jungen und Mädchen sind sich dieser Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit bewusst und können gut damit umgehen.

Gewalt im Spiel wird nicht real kopiert

Diese Grenze zwischen virtueller und realer Welt spielt auch beim Thema Gewaltdarstellung eine wichtige Rolle. Selbst

wenn Jugendliche in einem Spiel Gewalt ausüben, heisst dies keinesfalls, dass sie dies in der realen Welt kopieren. Zwischen dem Konsum medialer und der Ausübung realer, physischer Gewalt gibt es keine Korrelation. Allerdings üben solche Inhalte auf gewalttätige Jugendliche (und Erwachsene) eine hohe Faszination aus. Gewalt im Allgemeinen ist in der westlichen Welt im Vergleich zu früheren Jahrhunderten (glücklicherweise) stark rückläufig. Sie ist jedoch ein Teil des Menschen und medial (TV, Kino, Presse) stark in unserem Alltag präsent. Auch dies sind Gründe, weshalb gewalttätige mediale Inhalte Menschen faszinieren. Virtuelle Welten bieten ausserdem eine Möglichkeit, dem unter Umständen schwierigen Alltag zu entfliehen.

**«Lange spielen»
heisst noch nicht
«süchtig sein».
Aber Eltern müssen
hinschauen.**

All dies kann bei einigen Jugendlichen tatsächlich zu einem Kontrollverlust über die gespielten Stunden führen. Insbesondere dann, wenn Erwachsene nicht hinschauen und die Jugendlichen mit ihrem Spielverhalten alleine lassen. Oftmals sprechen die Erwachsenen dann zu schnell von Sucht. Aber nicht jede intensive Nutzung ist gleich eine Sucht, schon gar nicht im medizinischen Sinne. Es gibt jedoch wie bei jeder Verhaltenssucht Anzeichen, die darauf hinweisen, dass das Gamen zu viel Platz im Leben eines Jugendlichen einnimmt. Zum Bei-

Anzeige

agogis

Sozialberufe. Praxisnah.

Bildung im Sozialbereich? Das Jahresprogramm 2016 ist ab sofort erhältlich.

EDUQUA

Agogis

Röntgenstrasse 16 · Postfach · 8031 Zürich · Tel. 043 366 71 40
weiterbildung@agogis.ch · www.agogis.ch

www.hplus-bildung.ch

Aggressionsmanagement Herausforderung Ernährung im Alter Fachweiterbildung Langzeitpflege und -betreuung

Qualität ■ Kompetenz
Praxisnähe ■ Nachhaltigkeit
Neugierig? Wir sind für Sie da!

H+ Bildung

Die Höhere Fach- und Führungsschule von H+ Die Spitäler der Schweiz
Rain 36 ■ 5000 Aarau ■ T 062 926 90 00 ■ F 062 926 90 01 ■ info@hplus-bildung.ch

EDUQUA





«Minecraft», eine Art digitales Lego, ist zurzeit eines der beliebtesten Spiele unter Jugendlichen. Aus beliebig zusammenstellbaren Blöcken lässt sich eine Welt nach eigenen Vorstellungen aufbauen und verändern.

Foto: leu

spiel, wenn er Beziehungen zu Kollegen oder Verpflichtungen wie Schule oder Lehre vernachlässigt. Oder wenn es zu einer deutlichen Veränderung des Schlafverhaltens (Übermüdung) oder des Essverhaltens (starke Gewichtszunahme oder -abnahme) kommt.

Vernünftige Abmachungen treffen

Kinder und Jugendliche sind deshalb darauf angewiesen, dass Erwachsene hinsehen und bei Bedarf intervenieren, beziehungsweise sie mit ihrem Spielverhalten konfrontieren. Das soll indes nicht heissen, einfach die Konsole oder den Computer beim Befund «jetzt ist aber genug» abzuschalten oder wegzunehmen. Vielmehr sollen die Eltern mit den Kindern realistische Regeln und Spielzeiten aushandeln und sich von den Kindern erklären lassen, was ihnen wichtig ist, zum Beispiel, dass sie das Spiel vorher noch abspeichern oder ein Level fertigspielen können. Ebenso wichtig und wirksam ist es, den Kindern und Jugendlichen Alternativen für ihre Freizeitgestaltung anzubieten.

Auf jeden Fall sollten die Jugendlichen aber in der Ausübung ihrer Hobbys, also auch beim Gamen, ernst genommen werden. Kinder und Jugendliche können und sollen den Erwachsenen sowohl über den Inhalt der Spiele als auch über ihre Motivation erzählen, warum sie gerade dieses Spiel spielen. Sie informieren so die ältere Generation quasi aus erster Hand. Optimal wäre es, wenn Erwachsene selbst einmal den Controller oder die Maus in die Hand nehmen und mit Kindern oder Jugendlichen ein Spiel spielen. So können sie selbst erleben, was Games auslösen können: beispielsweise Spass und Lust nach mehr, aber auch Frustration.

Im Dialog können Erwachsene Interesse zeigen

Viele Erwachsene stehen den digitalen Medien und insbesondere dem Konsum von elektronischen Spielen skeptisch gegenüber. Dies ist angesichts problembehafteter Themen wie Da-

tenschutz, Cybermobbing und Onlinesucht nachvollziehbar. Auch haben viele Erwachsene das Gefühl, über zu wenig Wissen und Erfahrung zu verfügen, um sich mit der Thematik konstruktiv auseinandersetzen zu können. Umso mehr können sie aber im Dialog mit den Jugendlichen herausfinden, was junge Gamerinnen und Gamer beschäftigt. So können sie den Jugendlichen signalisieren, dass ihr Wissen und ihre Fähigkeiten wertvoll sind.

Natürlich sollte auch der Jugendschutz ein Thema sein. Jedes Spiel ist mit einer Altersempfehlung versehen, die gemäss dem

europäischen Alterseinstufungssystem für Computerspiele Pegi einen verlässlichen Hinweis darauf gibt, ob das Spiel nach Gesichtspunkten des Jugendschutzes für eine Altersgruppe geeignet ist oder nicht. Es besagt auch, mit welchen Inhalten wie Angst, Nacktheit oder Diskriminierung gerechnet werden muss. Wenn auf einem Spiel wie etwa dem Kassenschlager «GTA 5» das Label «ab 18»

steht, bedeutet das, dass es grundsätzlich nicht für Jugendliche geeignet ist, auch wenn etliche unter 18-Jährige dieses Spiel spielen.

**Steht «ab 18»
drauf, ist ein Game
definitiv nicht
für Jugendliche
geeignet.**

Die Chance, jugendliche Begeisterung zu verstehen

Jugendarbeiterinnen und -arbeiter können Jugendliche über deren Know-how abholen und motivieren, um beispielsweise gemeinsam Projekte zu entwickeln. Dabei können die Spielerinnen und Spieler einerseits ihre technischen Fähigkeiten einsetzen und andererseits persönlichen Nutzen daraus ziehen, zum Beispiel beim Organisieren von Veranstaltungen. Sie können auch neue Kontakte knüpfen, das Wissen weitergeben oder sich neues aneignen.

Für Erwachsene ist nicht immer nachvollziehbar, weshalb Games derart faszinieren. Wir sollten den Jugendlichen jedoch die Chance geben, uns ihre Begeisterung näherzubringen. So können wir sie zugleich darin unterstützen, ihr Hobby in einem gesunden und förderlichen Rahmen auszuüben. ●

Familienzentrierte Pflege von älteren Menschen im Heim

Eine Familie bleibt auch im Heim eine Familie

Für ältere Menschen und ihre Angehörigen im Heim ist es wichtig, dass Pflegende ihre familiäre Situation verstehen und Raum für das Leben von Familienbeziehungen im Alltag schaffen.

Von Rahel Naef*

Rosa Hintermann sitzt am Tisch und erzählt über ihre Erleichterung, dass ihre Schwester nun im Heim ist. Nachdem Edna gestürzt und lange hilflos liegengeblieben war, bis Rosa und eine Freundin sie fanden, begann eine lange Odyssee: Spitalbesuche, Gespräche mit verschiedenen Fachpersonen im Spital, Einstehen für die Schwester, Besuche von möglichen Heimen, Heimkehrversuche und schliesslich die vorübergehende Aufnahme der Schwester in Rosas Zwei-Zimmer-Wohnung.

Die Sorge, die ständige Unterstützung und die Diskussionen mit der willensstarken Schwester brachten Rosa an den Rand ihrer Kräfte. Seit Edna im Heim ist, haben die Schwestern mit einem Mal wieder Zeit, einfach zusammenzusein. Und Rosa Hintermann hat auch Zeit und Kraft, sich um sich selber und um ihre liegengebliebenen Angelegenheiten zu kümmern.



* **Dr. Rahel Naef** ist Pflegefachfrau und an der Forschungsstelle Pflegewissenschaft der ZHAW tätig. Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Version des Referats «Angehörige mit einbeziehen», das sie an der Besa-Fachtagung 2015 in Bern gehalten hat.



Wie ist eine Familie aufgestellt? Für Pflegende ist es unabdingbar, dass

Rosa hat regelmässigen Kontakt mit dem Pflgeteam ihrer Schwester. Seit sie weiss, dass Edna gut aufgehoben ist, dass sie sie jederzeit anrufen und vorbeikommen kann und im Heim willkommen ist, hat sie ein gutes Gefühl.

Ähnlich wie den Schwestern Hintermann geht es vielen Familien. Dem Heimeintritt geht eine intensive Phase der Unterstützung voraus. Sie stellt hohe Anforderungen und verändert den Familienalltag nachhaltig. Häufig bestehen widersprüchliche Gefühle, Bedürfnisse und Erwartungen. Diese erfordern ein bewusstes Verhandeln aller Beteiligten. In der Fachliteratur wird das Verhandeln der unterschiedlichen Vorstellungen als ein normaler und immer wieder stattfindender Vorgang im Leben einer Familie diskutiert.

Auch wenn der Einzug ins Heim häufig eine Entlastung für die Familie bedeutet, fordert die neue Lebenssituation ebenso ein Ausloten der neuen Familienbeziehungen und eine Neuverteilung von Aufgaben.

Obwohl die meisten Familien einen Weg finden, mit unterschiedlichen Bedürfnissen, Erwartungen und möglichen Span-

nungen umzugehen, müssen sich Pflegende bewusst sein, dass die neue Situation für die ganze Familie eine Herausforderung ist. Familien fühlen sich auch nach dem Wechsel ins Heim für ihr Mitglied verantwortlich und möchten für dieses sorgen.

In der Schweiz findet der Eintritt in ein Heim zumeist spät im

Leben statt, oft ausgelöst durch eine gesundheitliche Krise. Aufgrund der demografischen Entwicklung ist wahrscheinlich, dass Pflegenden in Heimen primär zwei Arten von Familiensituationen begegnen. Zum einen betreut das Pflegepersonal Menschen, die keine oder eine abwesende Familien haben. Sie wohnt zum Beispiel weit weg oder ist im Alltag wenig involviert ins Leben der Angehörigen. Zum

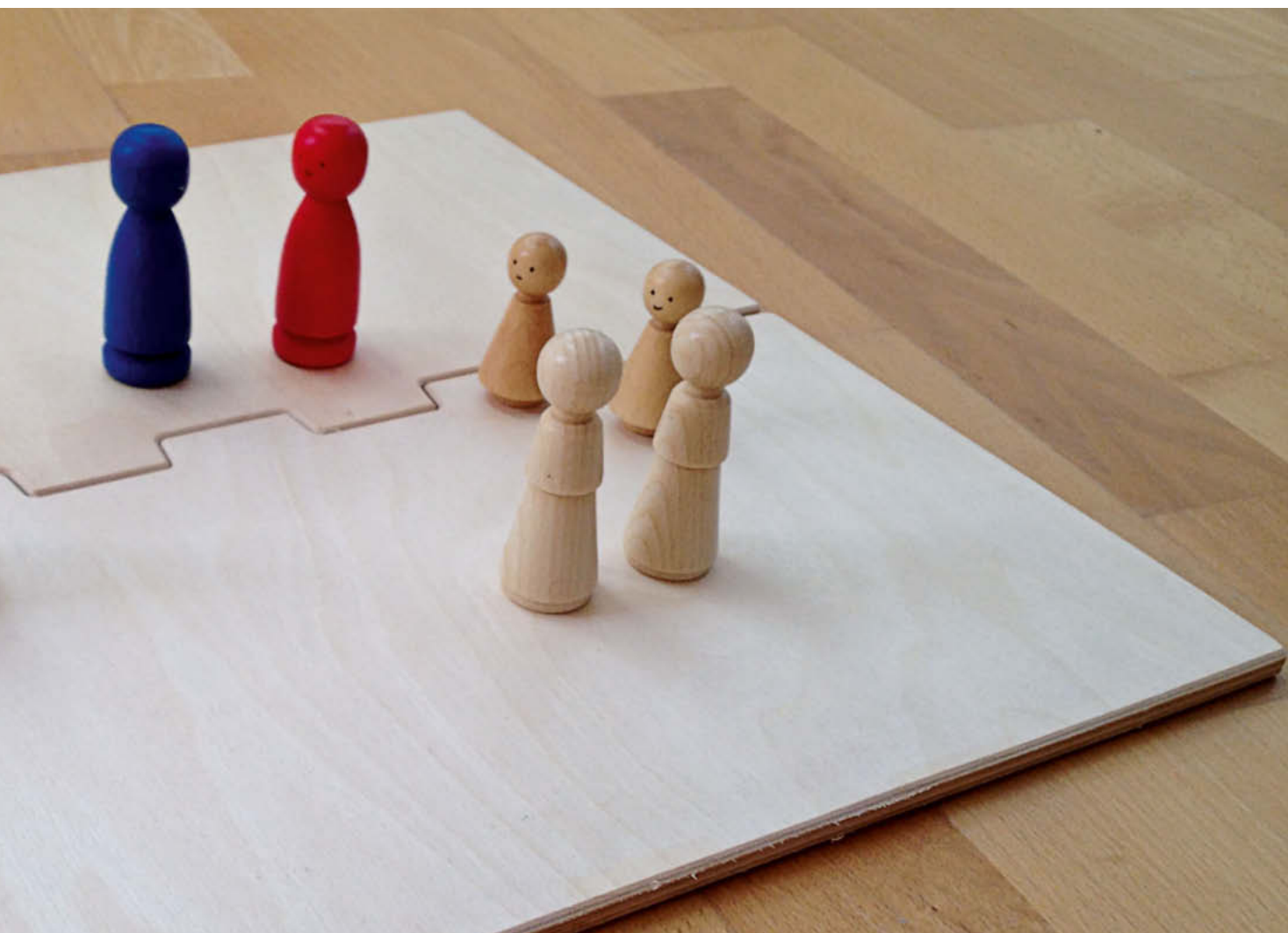
anderen begegnen die Pflegenden alten Menschen, deren familiales Unterstützungssystem an die Grenze des Machbaren gestossen ist.

Der Partner und die Kinder

Obwohl Familien heute nicht mehr ausschliesslich von traditionellen Konstellationen und Beziehungen geprägt sind, ist es dennoch meistens die Kernfamilie, das heisst der Partner und

Es ist meistens die Kernfamilie, die das Familienmitglied zuhause und im Heim unterstützt.

>>



sie wissen, welche Dynamiken und Konstellationen in einer Familie wirken.

die erwachsenen Kinder, die ihr Familienmitglied im Alltag zuhause und später im Heim unterstützen.

Untersuchungen mit Familienangehörigen haben gezeigt, dass der Einzug selber und das Einleben eine intensive Phase für die Angehörigen bedeutet. Sie beginnt mit der Entscheidung für ein Leben im Heim. (Ehe-)Partner erleben die Entscheidung häufig als durch äussere Umstände herbeigeführt, Kinder aber sehen sich als Akteure, die eine Entscheidung mitermöglichen, sie gar initiieren oder herbeiführen. Das Einziehen in eine Institution selber ist geprägt von einem Gefühl der Machtlosigkeit. Angehörige fühlen sich mit den praktischen Aufgaben des Umzugs und der emotionalen Belastung alleine gelassen. Das frühere Zuhause löst sich als Raum und emotionaler Ort des Austausches auf. Ein Stück Heimat geht verloren.

Das Einleben im Heim selber ist ein Mix von Emotionen. Angehörige erleben sich plötzlich als Aussenseiter, ihnen fehlen Einflussmöglichkeiten, und sie werden häufig nicht wahrgenommen als Personen mit Bedürfnissen und eigener Erfahrung in der Pflege. Sie würden gerne mitbestimmen über den neuen Alltag im Heim.

Familienbeziehungen hören mit dem Heimeintritt nicht auf

Angehörige müssen neue Beziehungen aufnehmen – mit anderen Bewohnerinnen und Bewohnern des Hauses, aber auch mit dem Personal. Den Kontakt innerhalb der Familie aufrechtzuerhalten und eine vertrauensvolle Beziehung zu den Mitarbeitenden aufzubauen, sind im Heim elementar.

Die Familienbeziehungen hören mit dem Heimeintritt nicht auf. Wer mit den Menschen, die ihm wichtig sind, verbunden bleibt, schafft Kontinuität zum Bisherigen und stärkt die eigene Identität. Damit dies möglich ist, müssen die Angehörigen vom Heim und seinem Personal allerdings anerkannt und Teil einer neuen Gemeinschaft sein. Alte Menschen im Heim wollen aufgehoben und die Angehörigen möchten versichert sein, dass ihr im Heim lebendes Familienmitglied aufmerksam umsorgt ist und alles bekommt, was es braucht. Familienzentrierte Pflege verbessert das Wohlbefinden der einzelnen Familienmitglieder und verringert die Belastung.

Pflegende haben die wichtige Aufgabe, die individuellen Familiensituationen der Heimbewohnenden zu verstehen und Familienbeziehungen auch im Heim zu ermöglichen. Diese Aufgabe ist eine Herausforderung. Um eine familienzentrierte Pflege erbringen zu können, muss der komplexe und oft instabile gesundheitliche Zustand, in der sich Heimbewohnerinnen und -bewohner oft befinden, berücksichtigt werden. Auch die mannigfaltigen Familienkonstellationen und -bedürfnisse erfordern ein fundiertes Verständnis. Zudem bestehen in Heimen Rahmenbedingungen, die eine besondere Herausforderung darstellen. Dazu gehören die zeitliche Enge im Pflegealltag sowie die unterschiedlichen Kompetenzprofile von Mitarbeitenden. Pflegende müssen sich deshalb auf eine solide Grundlage von Theorie, Erfahrungen und

Arbeitsinstrumente abstützen können, um Bewohnerinnen und Bewohner, Angehörige und ihre Beziehungen zu unterstützen.

Familienzentrierte Pflege kann mit einer Bewohnerin, einem Bewohner stattfinden, aber auch mit Angehörigen oder mit einer Familiengruppe. Somit werden Heimbewohnerinnen und -bewohner und ihre Angehörigen immer als Bestandteil eines Systems verstanden, eingebunden in ein Beziehungsgeflecht, das geprägt ist von spezifischen Lebenskontexten: Generationenzugehörigkeit, soziale Schicht, Bildung, Identität, Kultur und Religion. Familie ist nicht definiert durch die traditionelle Aussensicht, sondern die Familie ist das, was sie für die Heimbewohnerinnen und -bewohner bedeutet. Vor allem sagen die Bewohnerinnen und Bewohner, wer aus ihrer Sicht dazugehört.

Zieht jemand ins Heim, empfinden die Angehörigen oft ein Gefühl der Machtlosigkeit.

Die Familie ist Teil der Langzeitgemeinschaft

Das Leben von Familienbeziehungen wird als sinnstiftende menschliche Aktivität begriffen. Es wird davon ausgegangen, dass Ereignisse im Leben einer Person Auswirkungen auf die Familie haben und umgekehrt. Ein Heim, das familienorientiert arbeitet, denkt und sieht jederzeit «Familie». Familienangehörige haben nicht nur bestimmte Bedürfnisse, sondern benötigen Raum und die Möglichkeit, aktiv mit einbezogen zu sein. Das gilt in Bezug auf ihr im Heim lebendes Familienmitglied, aber auch auf das gesamte Gemeinschaftsleben in einem Heim. Konkret heisst das, dass Familien als Bestandteil der Langzeitgemeinschaft wahrgenommen werden. Für die Mitarbeitenden im Heim bedeutet es, Beziehungen aufzubauen: Man kennt sich mit Namen, grüsst persönlich, ist interessiert, erklärt, was man tut, und hält Abmachungen ein.

Der Miteinbezug von Familien muss regelmässig und systematisch stattfinden und Bestandteil der Alltagsroutine im Heim sein. Er beginnt idealerweise während der Vorabklärungen und konkretisiert sich beim Einzug, währt fort bei der Bedarfserhebung und Planung der Pflege, bei Veränderungen, Standortbestimmungen und Entscheidungen sowie am Lebensende und beim Sterben.

Die Art des Miteinbezugs will jedoch mit jeder Familie und von Situation zu Situation anders verhandelt sein. Dabei stellt das Familiengespräch ein zentrales Instrument dar. Obwohl solche Gespräche sinnvollerweise regelmässig und mit allen Bewohnerinnen und Bewohnern sowie mit deren Familienmitgliedern stattfinden sollten, können Ziele, Inhalt sowie Häufigkeit stark variieren, abhängig einerseits vom Bedarf der Familie, andererseits von der gesundheitlichen oder von der Lebenssituation der Bewohnerin, des Bewohners.

Eine Beziehung mit der Familie aufbauen

Pflegfachpersonen können einzelne Angehörige oder Familiengruppen, je nach Bewohnerinnen- oder Bewohnerpräferenz, in den Pflegeprozess einbinden. Ein familienorientierter Pflegeprozess bedeutet, eine Beziehung mit der Familie aufzubauen, ihre Erfahrungen und Bedürfnisse zu eruieren, familienbe-

Dass man die Familie mit einbezieht, muss Bestandteil der Alltagsroutine in Heimen sein.

zogene Interventionen zu erbringen und im Austausch zu bleiben. Konkret beinhaltet das folgende Interventionen:

- In Beziehung treten und im Austausch bleiben: In der familienzentrierten Pflege nehmen Pflegenden den Beziehungsfaden mit BewohnerInnen und Bewohnern sowie ihren Familien auf, um einen Kontext für die Betreuung und Begleitung zu schaffen. Das können sie erreichen, indem sie Vertrauen aufbauen, Erfahrungen und Expertise der Familie würdigen und den gemeinsamen Nenner einer Familie untereinander und mit dem Pflegeteam suchen. Es gilt dabei, unterschiedliche Sichtweisen und Bedürfnisse innerhalb der Familie zu respektieren und als normal zu verstehen. Pflegenden nehmen einen unparteiischen Standpunkt ein und beziehen alle Anwesenden mit ein, indem sie sie einladen, ihre Situation zu schildern und zu erzählen, wie sie die Situation anderer Familienmitglieder wahrnehmen. Wichtig ist, nicht eine Lösung zu präsentieren, sondern Familien mit der Absicht zu begegnen, ihre Lebenswelt besser zu verstehen: ihre Gewohnheitsmuster, Widrigkeiten, Stärken, Beweggründe, Werte und Hoffnungen.
- Erfahrungen und Bedürfnisse eruieren: Die Familiensituation und ihre Erfahrungen zu eruieren, beinhaltet, genau hin- und zuzuhören, um vertraut zu werden mit dem Familiengefüge. Dabei ist es hilfreich, die Familiengeschichte kennenzulernen. Auch kann in Erfahrung gebracht werden, wer in der Familie wie betroffen ist und wie Beziehungen und Unterstützungen gelebt werden. Dabei ist ein sogenanntes Genogramm- und Ökogramm hilfreich. Mit einer solchen grafischen Darstellung kann übersichtlich gezeigt werden, wer aus Sicht der Heimbewohnerin oder des Heimbewohners zur Familie gehört und wer wie miteinander in Beziehung ist. Im Gespräch können Herausforderungen und Widrigkeiten herausgearbeitet werden, mit der Familien aktuell konfrontiert sind. Ihre Stärken und Ressourcen können erkannt und die Pflege kann darauf ausgerichtet werden. Aus einem solchen Assessment-Gespräch sollte ein Aktionsplan entstehen, der für die Familien und die einzelnen Mitglieder die wichtigsten Punkte umfasst. Dabei ist es wichtig zu klären, welche Prioritäten für die Familie oder die Angehörigen bestehen. Nicht immer sind weitere pflegerische Handlungen nötig. Ein Aktionsplan sollte aber mindestens klären, wie Familien in das Leben und die Betreuung der Bewohnerin, des Bewohners mit einbezogen werden möchten und wie die Zusammenarbeit aussehen soll.
- Therapeutische Gespräche führen: Die Kunst des Fragens und Zuhörens ist auch in der Familienpflege zentral. Die Art und Weise, wie Pflegenden ihr Interesse ausdrücken, kann einen nonverbalen Ausdruck finden oder sich auf ganz konkrete Handlungen beziehen. Bereits die Tatsache, dass Pflegenden sich mit der Familie hinsetzen, sie kennenlernen und ihre Bedürfnisse und Prioritäten respektvoll aufnimmt, stellt eine «Intervention» dar. Häufig nehmen solche Gespräche therapeutische Züge an und können Leiden lindern. Wenn sich Pflegenden Zeit nehmen, eröffnen sie einen Raum für

Die Pflegenden sollen genau hin- und zuhören, um vertraut zu werden mit dem Familiengefüge.

Die familienzentrierte Pflege muss bereits in der Grundausbildung beginnen.

Familien, dass sie über ihre Situation nachdenken und sich darüber austauschen können. Sie können die immense Leistung der Familie in der Betreuung ihres älteren Mitglieds würdigen und einen Kontext für Veränderungen schaffen: Familien können zu neuen Einsichten kommen oder sich bestätigt fühlen und sich neue Handlungsmöglichkeiten er-

arbeiten. Auch sind solche Momente eine Gelegenheit für die Familie, die von ihnen gewünschten – und nicht von Pflegenden bestimmten – Informationen und Beratung zu erhalten.

Solche familienbezogene Interventionen können spontan und in wenigen Minuten erbracht werden, manchmal brauchen sie aber auch Zeit – Zeit, die gut investiert ist.

Ein Heim braucht Organisationsstrukturen und -prozesse, die eine familienzentrierte Pflege ermöglichen und ein wertschätzendes Arbeitsumfeld schaffen. Dazu gehört eine gemeinsame Vision, verankert im Leitbild. Dazu gehören Aktivitäten, die den Miteinbezug auf der Institutionsebene fördert, und Räumlichkeiten, die für Intimität und Privatsphäre sorgen. Und es braucht flexible oder verhandelbare Regeln (etwa Besuchszeiten). Dazu orientiert Informationsmaterial die Angehörigen, wie ein Heim Familien mit einbeziehen möchte, und vermittelt Hinweise zu konkreten Themen und Abläufen (medizinische Betreuung, Leistungsabrechnung, Kosten, Zugang zum Pflegepersonal). Der Pflegedienst benötigt zudem ein Konzept zur familienzentrierten Pflege mit konkreten Arbeitsinstrumenten (Assessment-Instrumente, Genogramm, Gesprächsleitfaden, Dokumentation). Zudem brauchen Pflegefachpersonen Unterstützung in konkreten Situationen, zum Beispiel in Form einer Fachberatung durch eine Pflegeexpertin.

Die familienzentrierte Pflege muss bereits in der Grundausbildung beginnen und in Weiterbildungen und in der Praxis weiter gefördert werden. Dabei sind die unterschiedlichen Kompetenzprofile zu beachten. Nicht alle müssen alles können, aber die pflegeprozessverantwortliche Pflegefachperson muss über Kompetenzen in der familienzentrierten Pflege verfügen.

Mit der familienzentrierten Pflege kann das Heim individuelle und gemeinsame Bedürfnisse von BewohnerInnen und Angehörigen aufnehmen, Beziehungen stärken und so Familien in herausfordernden Situationen begleiten.

Konflikten und Unzufriedenheiten vorbeugen

Ein Miteinbezug von Familien im Heim bietet viele Chancen. Pflegenden können gezielter pflegen, da sie besser Bescheid wissen über die soziale Situation der BewohnerInnen und Bewohner. Somit können sie bei ihrer Arbeit Prioritäten setzen. Missverständnissen, möglichen Konflikten und Unzufriedenheiten kann vorgebeugt werden, weil diverse Sichtweisen angehört und dadurch Beweggründe für Handlungen und Verhalten besser verstanden werden. Durch spezifische Familienkenntnisse eröffnet sich ein Raum für pflegerische Unterstützung, die sinnstiftende Beziehungen im Heim und am Lebensende bewusst mitermöglicht und nährt. ●



Ziele setzen –
Wege finden.

Sie wollen im Gesundheitswesen eine Führungsposition wahrnehmen? Unsere stufengerechten Ausbildungen bereiten Sie sorgfältig und ganzheitlich darauf vor. Erweitern Sie mit einem anerkannten Abschluss Ihre Handlungskompetenz im persönlichen, sozialen und managementbezogenen Bereich.

wittlin stauffer
Unternehmensberatung und Managementausbildung
Schmelzbergstrasse 55
8044 Zürich

Telefon 044 262 12 86
info@wittlin-stauffer.ch
www.wittlin-stauffer.ch

wittlin stauffer



CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

schnell
entschlossen?
lehrgang
langzeitpflege
und -betreuung
start: in zürich
2. november 2015

www.weiterbildung.curaviva.ch/pflege

ALLROUNDER IM GESUNDHEITSWESEN



In Heimen und Pflegeinstitutionen spielen Bodenbeläge aus Kautschuk ihre Vorzüge aus.

Der ideale Fussboden fürs Gesundheitswesen sollte ein Allrounder sein: widerstandsfähig, wirtschaftlich, hygienisch, leicht zu reinigen und schön anzusehen. Bodenbeläge aus Kautschuk von nora flooring werden allen diesen Anforderungen gerecht und beweisen, dass Design und Funktionalität keine Gegensätze sind.

Funktion und Design

Die umfangreichen nora Systemlösungen sind speziell auf die Bedürfnisse von Gesundheitseinrichtungen zugeschnitten und ermöglichen bereichsübergreifende einheitliche Gestaltungslösungen. So sind die Kautschukböden mit unterschiedlichen funktionellen Eigenschaften im selben Design erhältlich – ob für elektrostatische Ableitfähigkeit, besondere Rutsicherheit oder Akustikeigenschaften.

Hygienisch und wirtschaftlich

Durch ihre dichte, geschlossene Oberfläche sind nora-Bodenbeläge äusserst verschleissfest, lassen sich leicht reinigen und sehen trotz hoher Beanspruchung auch nach vielen Jahren nahezu aus wie neu. Ein weiteres Plus: Im Gegensatz zu anderen elastischen Fussbodenbelägen benötigen die Kautschukböden keine Beschichtung. Dies spart nicht nur Zeit und Geld, sondern vermeidet auch Betriebsstörungen – alle Bereiche bleiben rund um die Uhr einsetzbar. Zudem sind nora Bodenbeläge beständig gegenüber Flächen-desinfektionsmitteln und fleckunempfindlich.

Ergonomisch und wohngesund

Darüber hinaus bieten die Kautschukböden durch ihre Elastizität einen hohen Geh- und Stehkomfort: Rücken und Gelenke werden entlastet, sodass der Körper nicht so schnell ermüdet wie auf härteren Böden. Ausserdem enthalten nora Böden keine gesundheitsschädlichen Weichmacher (Phthalate) und tragen so zu einer gesunden Innenraumluft bei. Für Menschen mit schwachem Immunsystem, aber auch für die Mitarbeitenden von Heimen und Pflegeinstitutionen gehört eine wohngesunde Umgebung zu den wesentlichen Faktoren für ihr Wohlergehen.

nora flooring systems ag

Gewerbstrasse 16
CH-8800 Thalwil
Tel.: +41 (0)44 835 22 88
info-ch@nora.com
www.nora.com/ch

nora[®]

Rollatoren können sinnvolle Gehhilfen sein. Aber sie gaukeln oft falsche Sicherheit vor

Der moderne Rollator denkt mit, ersetzt aber nicht Kraft und Balance

Manchmal sind Rollatoren gefährliche Unfallverursacher: Bergab machen sie sich selbstständig, oder sie sperren sich gegen Trottoirränder. Mit dem «iWalkActive» soll das nicht mehr passieren. Diverse Studien zeigen aber: Noch wichtiger als ein sicherer Rollator ist gutes Kraft- und Gangtraining.

Von Claudia Weiss

Eine Stufe hinauf, ein paar Schritte weiter, dann schräg über ein steiles Bord hinauf, über einen Kiesweg und auf der anderen Seite wieder ein paar Stufen hinunter: Das Gelände des iHomeLab der Hochschule Luzern ist bestens geeignet als Teststrecke für die Erfindung der Ingenieure. «iWalkActive» heisst der moderne Rollator, ein schnittiges Modell mit praktischen, extragrossen Rädern, geländegängig und mit einem Elektromotörchen ausgestattet. «Der Rollator der Zukunft soll eine Art faszinierendes Spielzeug werden, ähnlich attraktiv für ältere Menschen wie für die Jungen das Kickboard, und er soll vor allem das Vorwärtskommen wesentlich erleichtern», schwärmte Dieter von Arx vor zwei Jahren, Leiter Forschung und Entwicklung am iHomeLab, als der erste Prototyp bereit stand. «Vor allem bergauf soll er kein mühsames Hindernis mehr darstellen, sondern sachte, aber aktiv vorwärtsziehen.» Am AAL-Forum 2013 (AAL steht für Active and Assisted Living) erhielt der Rollator den ersten Preis. Seit diesem Sommer ist er jetzt so weit entwickelt, dass ihn an einem warmen Julitag eine muntere Gruppe von 40 Seniorinnen und Senioren aus Zug testfahren konnte. Die Männer und Frauen amüsierten sich bestens dabei, einige wagten sich sogar mutig durch holpriges Gelände und über

unebene Waldwege. Der Elektromotor, steuerbar über die Handgriffe, zog sie sanft bergauf, und bergab bremste er selber mit der Motorenbremse ab, sodass er nicht immer schneller wurde. Denn genau das sind die Schwachpunkte vieler heutiger Rollatoren: Sie lassen sich nur mit grosser Anstrengung bergauf schieben. Und bergab rollen sie immer schneller davon. Wenn die Koordinationsfähigkeit alter Menschen abnimmt, vergessen sie oft, rechtzeitig zu bremsen. Stattdessen versuchen sie verzweifelt, den Rollator einzuholen, bleiben immer weiter hinter ihm zurück, straucheln, können sich nicht mehr festhalten und stürzen oft. Rund 80 000 Stürze passieren in der Schweiz jährlich bei Menschen über 65 Jahre, 1300 davon enden sogar tödlich. Das muss nicht sein: «Damit ältere Menschen möglichst lange auf eigenen Beinen stehen, ist regelmässige Bewegung – ergänzt mit gezieltem Training von Kraft und Gleichgewicht – ebenso wichtig wie ein sicher gestaltetes Wohnumfeld», schreibt die bfu in ihrer Broschüre «Selbstständig bis ins hohe Alter – Checkliste Wohnumgebung, Training und Tipps zur Mobilität». Das bedeutet: besser ein gutes Krafttraining als die falsche Sicherheit eines Rollators.

Experten warnen davor, sich zu früh und andauernd auf einen Rollator zu verlassen.

Rollator: Kurze Einsätze genügen oft

Experten warnen denn auch deutlich davor, sich zu früh und ständig auf einen Rollator zu verlassen. «Wenn sich Patienten die Hüfte gebrochen haben, wird das Gangbild durch den Rollator zunächst meist besser», erklärte beispielsweise Ulrich Lindemann, Sportwissenschaftler am Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart, in einem Beitrag der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» (FAZ). «Allerdings sollten die meisten Patienten den Rollator nur vorübergehend einsetzen. Schliesslich sollen sie wieder lernen, ohne Rollator zu gehen.» Denn die Sicherheit der Gehhilfen ist trügerisch: Viele haben ihr Modell falsch eingestellt

>>

und tippeln gebückt hinter einem zu niederen Fahrgestell her, was ihren Gang wackliger macht, als er eigentlich wäre. Und wer sich ständig an den Rollator klammert, gewöhnt sich nicht nur eine unsichere Gangart an und schadet je nach Haltung dem Rücken, sondern vernachlässigt auch das Gleichgewichtstraining und büsst so immer mehr Gangsicherheit ein.

Frappant mehr Rollatoren auch für «jüngere Alte»

Wie viele Rollatoren in der Schweiz unterwegs sind, ist nicht zu eruieren, weil weder die AHV noch die Grundversicherung der Krankenkassen die Gehhilfen bezahlen. Ausserdem gibt es zahlreiche Anbieter von Rollatoren – sogar Aldi vertreibt hierzulande ein Billigmodell. Aber in unserem Nachbarland bezahlte die Deutsche Angestellten-Krankenkasse (DAK) laut der «FAZ» in den letzten fünf Jahren über ein Drittel mehr auf Rezept verschriebene Rollatoren. Und, einigermaßen erstaunlich, angesichts der heute doch so fitten Rentnerinnen und Rentnern: Bei den 60- bis 69-Jährigen stiegen die Verschreibungen sogar um 85 Prozent an.

Dabei ist eine ständige Gehhilfe oft unnötig: «Ein Beweglichkeitstraining ermöglicht bis ins hohe Alter einen sicheren Gang ohne Hilfsmittel», schreibt Thomas Münzer, Chefarzt an der geriatrischen Klinik St. Gallen, in einem Fachartikel. Er empfiehlt ein kombiniertes Bewegungs- und Gleichgewichtstraining, das letztlich nicht nur gesundheitliche, sondern, weil in der Gruppe durchgeführt, «auch soziale Vorteile» bringt. «Sturzprävention ist auch bei polymorbiden und gebrechlichen Personen möglich», betonte er. «Die Programme müssen zwin-

gend Kraft und Gleichgewichtskomponenten beinhalten, und eine Mangelernährung muss behoben werden.» Mit der Verschlechterung des Gleichgewichts steigt laut Münzer das Sturzrisiko um das Dreifache; wer an Kraft verliert, habe gar ein vierfach erhöhtes Sturzrisiko. «Schon früh spüren betroffene Personen das drohende Defizit und benutzen ein (mehr oder weniger geeignetes) Hilfsmittel.»

Falsche Sicherheit statt sicheres Gleichgewicht

Und tun damit genau das Falsche, wie die drei Pflegeexpertinnen Ursula Wiesli, Sabina Decurtins und Franziska Zúñiga in der bfu-Fachdokumentation «Sturzprävention in Alters- und Pflegeinstitutionen» aufzeigen. Als «Gründe für Gangunsicherheit» orten sie nämlich nebst körperlichen Ursachen wie Schwindel oder unscharfes Sehen auch äusserliche Risikofaktoren wie falsches Schuhwerk, schlechte Beleuchtung, fehlende Handläufe und zu viele verschiedene Medikamente – oder eben unpassende oder falsch eingesetzte Hilfsmittel wie Rollatoren.

Am Institut für Bewegungswissenschaften und Sport der ETH Zürich untersucht deshalb eine Gruppe namens «Plastizität», welchen Einfluss ein kombiniertes Training auf körperliche und kognitive Funktionen von über 65-Jährigen hat. Die Trainingseinheiten beinhalten nebst traditionellem körperlichem Training auch eine kognitive Komponente, die die geteilte Aufmerksamkeit der Teilnehmer trainiert. Damit erforschen die Bewegungswissenschaftler neue Möglichkeiten für eine effektive Sturzprävention im Alter.

Training für Kraft und Gleichgewicht bringen nebst gesundheitlichen auch soziale Vorteile.



Stufen und unebenes Gelände: Für den modernen Rollator kein Problem. Das bestätigten die 40 Seniorinnen und Senioren nach ihrer Testfahrt auf dem Gelände des iHomeLab der Hochschule Luzern.

Foto: iHomeLab

Eine dieser Wissenschaftlerinnen ist Eva van het Reve. Sie führte für ihre Doktorarbeit in 16 Schweizer Altersheimen eine Untersuchung durch: Mit speziellen Fitnessgeräten testete sie, wie die Beweglichkeit im Alter erhalten und das Sturzrisiko verringert werden kann. Bei ihren Tests müssen Seniorinnen und Senioren beispielsweise während des Gehens auf dem Laufband Zahlenreihen rückwärts aufsagen. «Die meisten Leute haben Probleme, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun», erklärte Eva van het Reve gegenüber der «Aargauer Zeitung». «Deshalb ist es wichtig, auch die kognitiven Fähigkeiten zu trainieren.»

Mithilfe von Spezialgeräten mass sie dann Regelmässigkeit und Geschwindigkeit der Schritte sowie die Schrittlänge und speiste diese Daten in einen Computer ein, der sie auswertete. Und sie fand schnell heraus: «Im Allgemeinen gilt: Je schneller die Senioren gehen können, umso mehr Muskelkraft haben sie aufgebaut. Entsprechend positiver sind die Resultate.» Dank zusätzlichen Balance-Übungen konnten etliche der Versuchsteilnehmer nach drei Monaten sogar vollständig auf den Rollator verzichten.

Qualität zählt auch bei Gehhilfen

Werden jedoch gleichzeitig Kraft und Gleichgewicht trainiert, darin sind sich Fachleute einig, kann der Rollator ein durchaus nützliches Hilfsmittel sein, das Seniorinnen und Senioren erlaubt, länger selbstständig unterwegs zu sein. Statt ein klobiges, unbewegliches Billigmodell zu kaufen, empfiehlt es sich besonders für aktive Menschen, in ein bewegliches Modell wie den «iWalkActive» zu investieren. Künftige Käufer werden laut Alexander Klapproth, Leiter des iHomeLab, «ungefähr so viel dafür hinblättern wie für ein Mittelklasse-E-Bike». Kon-

Das neue Modell samt «Klofinder» und Notfallknopf wird etwa so viel kosten wie ein E-Bike.

kreter werden das wahrscheinlich um die 2000 bis 3000 Franken sein. Dafür bekommen sie, so verspricht das iHomeLab in einer Mitteilung enthusiastisch, einen echten «Rock'n'Rollator». Tatsächlich liessen sich auch die Testfahrerinnen und

Testfahrer beeindrucken. «Ich bin absolut begeistert», sagte der eine am Ende des Tages und reservierte sich bereits das erste Modell. In den Handel kommt es, sobald der Prototyp die letzten Kinderkrankheiten überwunden hat, und das soll in ungefähr anderthalb Jahren so weit sein.

Die Gehhilfe, die schon in naher Zukunft durch Waldwege und hügelaufrwärts rollt, ist dann kaum mehr vergleichbar mit dem ursprünglichen Rollator, den die wegen Kinderlähmung gehbehinderte Schwedin Aina Wifalk 1978 erfand. Nicht nur macht beim modernen Modell der Motor die Gehhilfe wendiger und sicherer, sondern ein integriertes iPad mit einer einfachen App hilft sogar, den Heimweg wieder zu finden oder die nächste rollatorgängige Toilette, oder sie ermöglicht, per Notknopf sofort Hilfe zu holen.

Zwar ersetzt ein iPad das Hirntraining ebenso wenig wie ein Rollator das Beweglichkeitstraining. Dafür, so hofft iHomeLab-Leiter Alexander Klapproth, wird das sportliche Modell dank den spielerischen Technik-Tools auch für Männer so spannend, dass sie nicht mehr aus falscher Scham auf einen Rollator verzichten. ●

ABACUS 
version internet



Führen mit Zahlen – Erfüllen von Anforderungen

AbaProject – Software für Soziale Institutionen

- > Gestaltbarer Bewohnerstamm
- > Pflegetarife mit Ansätzen gemäss Einstufung BESA, RAI
- > Erfassung von Pflegeleistungen, Spesen, Absenzen auch über Smartphones und Tablets
- > Barcode-Scanning für Pflegeleistungen, Material- und Medikamentenbezüge
- > Mehrstufige Gruppierung der Kostenarten, Kostenstellen und Kostenträger nach KVG, BSV und kantonalen Anforderungen
- > Somed-Statistik
- > Schnittstelle zu Pflegedokumentation
- > Nahtlose Integration in Lohnbuchhaltung, PPS, Materialwirtschaft, Fakturierung, Kostenrechnung ohne Datenredundanzen
- > Mobile Datenerfassung auf iPad

www.abacus.ch

 **ABACUS**
business software

Cannabiskonsum

Kiffen vergiftet die kreativsten Köpfe

Die Freigabe von Cannabis wird vielerorts politisch forciert. Der gesundheitliche und psychosoziale Preis ist allerdings hoch. Ihn zahlen die Jungen, denn viele, die früh mit dem Cannabiskonsum beginnen, sprechen später von einem «Loch in ihrer Entwicklung».

Von Rainer M. Holm-Hadulla*

Die politischen, ökonomischen und juristischen Gründe für die Legalisierung von Cannabis mögen viele überzeugen. Sie lassen aber die Risiken des nichtmedizinischen Gebrauchs dieser Droge in den Hintergrund treten. Beispiele dafür kennt die Wissenschaft inzwischen viele. So wie jenen Kunststudenten, der mich vor einigen Jahren aufsuchte, weil er seine Einfälle nicht umsetzen konnte. Er hatte einige Schriften von mir über Kreativität gelesen und meinte, ich könne ihm ein paar Tipps geben. Nach guten Schulleistungen und der Aufnahme in eine Stiftung für besonders Begabte blieb er weit unter seinen Möglichkeiten. Er konnte seine Einfälle nicht festhalten und einmal ausgewählte

Die Einladung zu regelmässigem Konsum verzerrt die Realität auf eine gefährliche Weise.

Ideen nicht umsetzen. Leichte Konzentrations- und Antriebsstörungen fielen ihm selbst auf. Er kam aber nicht auf die Idee, dass dies etwas mit seinem jahrelangen Cannabiskonsum zu tun haben könnte. Er liess sich auf einen Abstinenzversuch ein. Es dauerte einige Monate, bis er wieder gezielt arbeiten konnte. Dann absolvierte er sein Examen mit Auszeichnung, erhielt eine Dozentenstelle, und seine Kunstwerke finden mittlerweile Anerkennung. Nach fünf Jahren fasst er rückblickend zusammen: «Marihuana beruhigt und entspannt. Aber genau das macht auch unproduktiv. Wenn ich Cannabis konsumierte, war ich vollkommen un kreativ, aber es quälte mich nicht.» Er fügte hinzu: «Viele meiner Kommilitonen sind auf der Strecke geblieben: schlichte Lustlosigkeit, aber auch Depressionen und Ängste, und am schlimmsten sind die Psychosen.»

Solche Beispiele aus der Praxis sind mehr als Anekdoten, denn sie untermauern die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien. Cannabis kann medizinisch bei einigen Krankheiten angebracht sein, und viele Personen konsumieren jahrzehntelang Marihuana ohne offensichtliche Beeinträchtigungen. Sie äussern sich werbewirksam öffentlich über die wohltuenden Effekte. Diejenigen Konsumenten, die schwer geschädigt werden, erscheinen seltener in den Medien. Dies ist einer der vielen Gründe, warum die negativen Wirkungen nicht ausreichend bekannt sind.

Solche Beispiele aus der Praxis sind mehr als Anekdoten, denn sie untermauern die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien. Cannabis kann medizinisch bei einigen Krankheiten angebracht sein, und viele Personen konsumieren jahrzehntelang Marihuana ohne offensichtliche Beeinträchtigungen. Sie äussern sich werbewirksam öffentlich über die wohltuenden Effekte. Diejenigen Konsumenten, die schwer geschädigt werden, erscheinen seltener in den Medien. Dies ist einer der vielen Gründe, warum die negativen Wirkungen nicht ausreichend bekannt sind.

Solche Beispiele aus der Praxis sind mehr als Anekdoten, denn sie untermauern die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien. Cannabis kann medizinisch bei einigen Krankheiten angebracht sein, und viele Personen konsumieren jahrzehntelang Marihuana ohne offensichtliche Beeinträchtigungen. Sie äussern sich werbewirksam öffentlich über die wohltuenden Effekte. Diejenigen Konsumenten, die schwer geschädigt werden, erscheinen seltener in den Medien. Dies ist einer der vielen Gründe, warum die negativen Wirkungen nicht ausreichend bekannt sind.



* Professor Rainer M. Holm-Hadulla ist Psychiater und Psychoanalytiker an der Universität Heidelberg.

Verdoppeltes Psychoserisiko

An prominenter Stelle finden sich auch gezielte Fehlinformationen. Beispielhaft ist die Website des Deutschen Hanfverbandes (DHV). Der DHV leugnet die Eindeutigkeit der wissenschaftlich und klinisch gut belegten Erhöhung des Psychoserisikos. Ferner wird behauptet, dass keine bleibenden Hirnschäden verursacht würden. Die Vorzüge von Cannabis werden ohne jede Belege

dargestellt, die Risiken aber unter Berufung auf nicht gesicherte wissenschaftliche Befunde bezweifelt. Es wird ohne jeden Nachweis behauptet, dass unter Cannabiseinfluss «neuartige Ideen und Einsichten» aufträten und dass «das Gemeinschaftserleben unter Freunden intensiviert» werde. Wenn es aber um negative Folgen geht, wie das erhöhte Krebsrisiko, wird darauf verwiesen, dass dies «nicht zweifelsfrei nachgewiesen wurde». Auch die Auswirkungen von Cannabis auf Schwangerschaft und Neugeborene seien «umstritten». Durch Cannabis bedingte Suizide und tödliche Verkehrsunfälle werden überhaupt nicht erwähnt. Bei mit Cannabis verbundenen Angsterkrankungen und manisch-depressiven Störungen wird der Eindruck erweckt, Cannabis diene nur der Selbstbehandlung: «So geht man davon aus, dass psychische Probleme wie beispielsweise Depressionen das Risiko erhöhen, Cannabis im Sinn einer ›Selbstmedikation‹ zu missbrauchen». Von den unmittelbaren Risiken seien «vor allem Konsumenten betroffen, die mit der Wirkung von Cannabis noch nicht vertraut sind». Diese Einladung zum regelmässigen Konsum verzerrt die Realitäten auf eine gefährliche Weise. Die in angesehenen Fachzeitschriften veröffentlichten Studien vermitteln dementsprechend ein ganz anderes Bild.

Das «New England Journal of Medicine» fasste 2014 die wissenschaftlichen Daten zusammen und bewertete sie. Bei häufigem Konsum der heute üblichen hochdosierten Cannabisprodukte verdoppelt sich das Psychoserisiko. Schädigungen der Hirnentwicklung, die mit Störungen von Motivation, Konzentration und Gedächtnis einhergehen, gelten als wissenschaftlich bewiesen. Die substanzialen Hirnveränderungen bei Cannabiskonsumenten, insbesondere des heute üblichen, stark konzentrierten THC, zeigen sich vorwiegend im Hippocampus, der für Gedächtnisfunktionen von grosser Bedeutung ist, und in den Amygdala-Kernen, die für die Emotionsregulation wichtig sind. Die Funktionsstörungen des Gehirns lassen sich durch einen Abfall des Intelligenzquotienten objektivieren. Auch das kombinatorische Denken wird durch Cannabis beeinträchtigt. Die Störungen von Hirnfunktionen und Hirnstrukturen sind bei frühzeitigem, längerem und hochdosiertem Gebrauch oft dauerhaft. Wissenschaftliche Studien zeigen, dass bei häufigem Cannabiskonsum vermehrt Ängste und Depressionen auftreten. Statistisch ist chronischer Marihuanagebrauch mit geringerem Einkommen, Arbeitslosigkeit, sozialer Hilfsbedürftigkeit, kriminellem Verhalten und geringerer Lebenszufriedenheit assoziiert.

Dieser Beitrag erschien zuerst in der Beilage «Natur und Wissenschaft» der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung».



Forscher haben es in einer gross angelegten Studie nachgewiesen: Cannabiskonsum sorgt bei Studenten für schlechtere Noten. Foto: iStock

Besonders gefährlich ist es, wenn Jugendliche schon mit zwölf Jahren oder früher Haschisch rauchen.

Cannabis kann auch zu Vergiftungen und im Strassenverkehr zu tödlichen Unfällen führen. Eine Meta-Analyse zeigt, dass das Unfallrisiko doppelt so hoch ist, wenn eine Person kurz nach Marihuanakonsum Auto fährt. Es ist atemberaubend, wie solche Befunde, die man auch unlängst im «Deutschen Ärzteblatt» nachlesen konnte, ignoriert werden. So schreibt ein Autor einer grossen Tageszeitung, dass «die Zahl der bekannten Haschisch-Toten bei null» läge.

Katastrophal ist ein früher Beginn

Besonders gefährlich ist der Cannabiskonsum während der Pubertät. Diese Lebensphase ist wegen der in dieser Zeit stattfindenden neuronalen Umbauprozesse besonders anfällig.

Deswegen ist es katastrophal, wenn Jugendliche schon mit zwölf Jahren oder früher beginnen, Haschisch und Marihuana zu rauchen und grosse Mengen Alkohols zu trinken. Dabei wird gebetsmühlenhaft wiederholt, dass Cannabis weniger Menschen schade als Alkohol. Ist das ein Trost angesichts der viel weiteren Verbreitung von Alkohol?

Neben Hirnveränderungen und psychotischen Erkrankungen kann Cannabis zu weniger deutlichen, aber doch gravierenden Entwicklungsbeeinträchtigungen führen. Nicht nur aus neurobiologischer, sondern auch aus psychoanalytischer Sicht ist die Adoleszenz, das typische Eintrittsalter für Cannabisgebrauch, eine hochkreative Umbauphase. Sie ist mit Spannungen und Konflikten verbunden. Wenn man diese persönlichen und sozialen

>>

Spannungen nicht durchlebt, sondern chemisch dämpft, geht persönliches Entwicklungspotenzial verloren. So dient Cannabis eben nicht dem emanzipatorischen Unabhängigkeitsbestreben, sondern dem resignativen Einfügen in bestehende Missstände. Bei frühem Beginn und hochdosiertem Gebrauch sprechen Patientinnen und Patienten rückblickend oft von einem «Loch in ihrer Entwicklung». Dennoch werden in der letzten Zeit wieder Stimmen lauter, die Cannabis und anderen Drogen kreativitätsfördernde Wirkungen zuschreiben. Es ist so, als wären Janis Joplin, Jimmy Hendrix, Brian Jones, Jim Morrison und Amy Winehouse, die durch Alkohol und Drogen ihre Kreativität und sich selbst zerstörten, in Vergessenheit geraten. Dabei zeigen Einzelfallstudien, dass Alkohol und Drogen konsumierende Künstler nicht kreativ waren, weil, sondern obwohl sie Drogen einnahmen. Diejenigen, die länger schöpferisch sind, verzichten irgendwann einmal auf Cannabis und andere Drogen sowie auf regelmässig zu hohe Mengen Alkohol. Viele sind aber schon vorher auf der Strecke geblieben.

Der Schaden solcher Entspannung ist nicht unerheblich

In meiner Beratungs- und Therapiepraxis kontaktieren mich viele jugendliche Patienten wegen diffuser Verstimmungen,

Störungen der Konzentration und des Gedächtnisses gelten als wissenschaftlich bewiesen.

Konzentrationsstörungen, Lustlosigkeit und Beziehungsproblemen. Die Betroffenen und ihr Umfeld kommen erstaunlicherweise nicht auf die Idee, dass dies auch an ihrem Cannabiskonsum liegen könnte. Sie reagieren manchmal sogar ärgerlich, wenn man diese Möglichkeit nur in Betracht zieht. Gelingt es

ihnen aber, ihren Cannabiskonsum zu reduzieren, verbessert sich ihre Stimmung, die Konzentrationsfähigkeit nimmt zu und ihre Beziehungen werden lebendiger.

Viele erleben den Cannabiskonsum als angenehm und entspannend. Aber ist diese Entspannung beispielgebend? Es ist naheliegend, dass bei verbreitetem Gebrauch auch Pubertierende ihre Energien durch Cannabis zäh-

men möchten. Dabei gibt es bessere Rituale, die Turbulenzen des Erwachsenwerdens zu gestalten, etwa Musik, Kunst, Literatur, Sport und nicht zuletzt schulisches Lernen. Diese verlangen allerdings mehr Aktivität und kosten Geld. Schliesslich sind auch Freundschaften, Liebesbeziehungen und Sexualität kreative Aufgaben, die durch Cannabis eher gedämpft werden können. Die Aussage des Kunststudenten, Cannabis beruhige und entspanne, gilt auch für manche Eltern, Lehrer und Politiker. Der Schaden dieser beruhigten Entspannung ist leider nicht unerheblich. ●

Anzeige

Begleiten in Freud und Leid durch den Tag, die Woche, das Jahr

Umfassendes Medienset für die spirituelle Begleitung alter Menschen im Betreuungs- und Pflegealltag



Bestehend aus:

- Praxisnahem **Handbuch** mit konkreten Anleitungen zur Gestaltung von Ritualen und Feiern auf 170 Seiten
- **Lieder- und Textheft** mit 70 Liedertexten zum Mitsingen sowie 20 Gebete, Psalmverse und Texte
- **3 Musik-CD's** mit 100 Liedern und Melodien

➔ Beispiele und weitere Informationen finden sie auf unserer Webseite www.leaschule.ch

Komplettes Set: Fr. 185.-- plus Verpackung und Porto



Schule für Lebensbegleitung im Alter
Gwattstrasse 144, 3645 Gwatt b. Thun
Tel. 033 733 43 43 | info@leaschule.ch

Ohr & Service

Eine gute Idee! 

Ihr mobiler Hörakustik-Profi
für Alters- und Pflegeheime
für Private zuhause

*Ohr & Service,
oder wenn ein Tropfen
hören könnte!*

www.ohrundserservice.ch



Mit Ihrer Spende geben Sie Kindern in aller Welt eine Zukunft:

www.sos-kinderdorf.ch
PC 30-31935-2

 SOS KINDERDORF



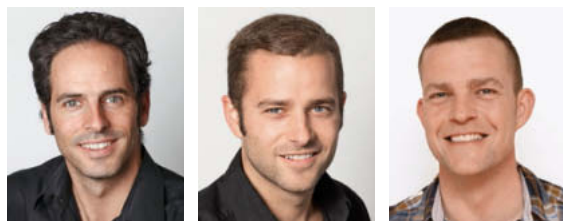
Mit nachhaltigem Management zu gesundheitsfördernden, vielfältigen Grünräumen

Grünräume machen gesund

Der Grünraum von Gesundheits-, Pflege- und Altersinstitutionen übt auf die Bewohnenden eine gesundheitsfördernde Wirkung aus. Um das ganze Potenzial auszuschöpfen, braucht es allerdings ein professionelles Management und sorgfältige Pflege, schreiben unsere Autoren.

Von Florian Brack, Reto Hagenbuch und Martin Götsch*

Grünräume fördern die Gesundheit, wenn sie Ablenkung, Erlebnis und Bewegung ermöglichen und Raum bieten für den sozialen Austausch. Gemäss wissenschaftlichen Studien können spezifisch gestaltete und genutzte Therapiegärten ergänzend zur medikamentösen Behandlung den Heilungsprozess fördern. Grünräume vermögen ihre Wirkung aber nur dann zu entfalten, wenn sie auch aufgesucht werden. Deshalb sind Zugänglichkeit, Ruhe, Sicherheit und Sauberkeit wichtige Krite-



* Die Autoren gehören zur Forschungsgruppe Freiraummanagement, Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW). Sie haben schon verschiedene Institutionen in Fragen des Grünraummanagements unterstützt.

rien, damit insbesondere ältere Personen einen Aufenthalt im Grünraum als Bereicherung wahrnehmen und ihn als erweiterten Wohnraum nutzen.

Auch aus ökologischer Sicht erfüllen reich strukturierte, naturnah gestaltete und gepflegte Grünräume eine wichtige Funktion: Sie fördern die Biodiversität im Siedlungsgebiet und unterstützen damit ein Ziel des Bundes. Mit einem nachhaltigen Management, einem möglichst geringen Einsatz von chemischen Pflanzenschutzmitteln, einem schonenden Umgang mit den natürlichen Ressourcen und der Förderung von einheimischen Pflanzen- und Tierarten können Institutionen einen wichtigen Beitrag zur nationalen Biodiversitätsstrategie leisten.

Um den sozialen und ökologischen Mehrwert zu erreichen, braucht es – nach sorgfältiger Planung und Umsetzung – ein professionelles Management und eine sorgfältige Pflege des Grünraums.

Die Aufgabe des verantwortlichen Gärtners ist nicht einfach; sie erfordert nebst gärtnerischem Fachwissen ein gutes Gespür für den Umgang mit Bewohnerinnen und Bewohnern. Viele Institutionen stehen aktuell oder in Zukunft vor der Frage, wie sie mit der grünen Infrastruktur umgehen sollen. Soll eigenes Personal die gärtnerischen Arbeiten ausführen, oder sollen sie an private Firmen vergeben werden? Insbesondere bei baulichen Veränderungen, bei Pensionierungen von langjährigen Mitarbeitenden oder bei Forderungen nach Effizienzsteigerung und Budgetreduktion rückt diese Frage ins Zentrum.

Für die Umgestaltung und das Management von Grünräumen sind neue Lösungen gefragt. Die Forschungsgruppe Freiraummanagement der Zürcher Hochschule (ZHAW) liefert ein Inst-

Entscheidend ist, dass Grünräume zugänglich, ruhig, sicher und sauber sind.

>>

rument für eine Situationsanalyse und für die konzeptionelle Weiterentwicklung eines Grünraums im Hinblick auf alle drei Dimensionen der Nachhaltigkeit: Wirtschaft, Ökologie, Soziales. Die folgenden Ausführungen schildern das Vorgehen und zeigen anhand von Praxisbeispielen die Umsetzung im institutionellen Umfeld.

Bedürfnisse klären: Grün ist nicht gleich Grün

Am Anfang eines Projekts stehen die Bedürfnisse der hilfesuchenden Institution. Sind die Ziele klar? Welche Wechselwirkungen sind zu berücksichtigen? Eine Besichtigung der Anlage und persönliche Gespräche dienen dazu, die Ansprüche an den Grünraum, die Forderungen seitens der Geschäftsleitung sowie bestehende Probleme und Unsicherheiten zu eruieren.

Aus der Bedürfnisklärung ergeben sich Ziele. Diese wiederum führen zu Forderungen, wobei ökonomische Argumente nicht selten im Vordergrund stehen. Allerdings stehen ökonomische und ökologische Ansprüche nicht zwangsläufig im Widerspruch zueinander. So bietet beispielsweise eine Umwandlung von Randzonen in artenreiche Blumenwiesen einen ökologischen Mehrwert, während gleichzeitig der Unterhalt im Vergleich zu intensiv gepflegten Rasenflächen kostensparend ist. Ökonomie und Ökologie eines institutionellen Grünraums sind

zweifellos wichtig. Dennoch darf der Fokus nicht aus den Augen verloren werden: die gesundheitsfördernde Wirkung für Patienten und Bewohnerinnen. Ihnen sollen die Grünräume Erholung bieten oder eine sinnvolle Betätigung an der frischen Luft ermöglichen. Deren Mitwirken an den Unterhaltsarbeiten ist somit denkbar; allerdings dürfen Bewohnende nicht als reine Arbeitskräfte in einem produktiven Sinn eingesetzt werden. Die Einbindung erfordert agogisches Wissen und das Feingefühl der Betreuenden.

Um die Gartentherapie im engeren Sinne von der Arbeitsagogik oder Arbeitsintegration abzugrenzen, arbeitet die Forschungsgruppe Freiraummanagement mit den Spezialisten der Forschungsgruppe Grün und Gesundheit zusammen, die auf diesem Gebiet eine führende Rolle einnimmt.

Optimierungen lassen sich in spezifischen gärtnerischen Überlegungen finden.

Sorgfältiges Analysieren zahlt sich aus

Die Analyse beginnt mit der aktuellen Situation. Um eine detaillierte Übersicht zu erhalten, wird das gesamte Portfolio des Aussenraums erfasst. Der Forschungsgruppe Freiraummanagement steht dazu die neuste Technik zur Verfügung. So konnten beispielsweise die Grünräume der Altersinstitution Solina Steffisburg bei Thun mittels Drohnenflugs effizient erfasst, digital verarbeitet und vor Ort verifiziert werden.

Nebst der Gestaltung einer Anlage sind die Unterhaltskosten ein

>>

Anzeige

Immer nah an den Bewohnern

Sichern Sie sich die optimale Unterstützung im stationären Pflegeprozess mit der elektronischen Pflegedokumentation von SWING.

Mit SWING2Go und SWING-CloudService jetzt auch direkt am Bett Ihrer Bewohner!



Besuchen Sie uns am **Interessentag vom 27. Oktober 2015**
Mehr Infos: <http://checkin.swing.info>



SWING Informatik AG · Allee 1B · 6210 Sursee · Tel. 041 267 30 00 · willkommen@swing.info

www.swing-informatik.ch



Mit Hilfe von Drohnen lassen sich Grünräume effizient erfassen: Altersinstitution Solina Steffisburg aus der Vogelperspektive.

Fotos: ZHAW



Artenreiche Staudenmischpflanzungen dienen als Visitenkarte im Eingangsbereich des Kinderspitals Zürich.

zentraler Aspekt. Auch für deren Kalkulation braucht es geeignete Instrumente. Die Berechnung der aktuellen und die Abschätzung zukünftiger Kosten sind wichtig, um die Weiterentwicklung der Anlage so zu planen, dass eine wirtschaftliche, effiziente Pflege möglich ist. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob eigenes Personal oder ein privates Unternehmen die anfallenden Unterhaltsarbeiten ausführen sollen. Mit der Erfassung aller gärtnerischen Arbeiten und deren Kosten sind gleichzeitig alle wichtigen Informationen für eine externe Ausschreibung und Vergabe vorhanden.

Der In- respektive Outsourcing-Entscheid sollte nicht allein durch ökonomische Überlegungen getrieben sein. So ergab die Analyse im Projekt der Solina Steffisburg, dass der interne Unterhalt nicht nur effizient ist, sondern gleichzeitig Mehrwerte schafft wie schnelle Reaktionszeiten, fachlich hochwertige Pflege sowie Förderung der sozialen Kontakte mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Solche Aspekte sollten bei der Prüfung einer möglichen Fremdvergabe in die Überlegungen mit einbezogen werden.

Insourcing/Outsourcing: Die Forschungsgruppe Freiraummanagement führt jedes Jahr eine Fachtagung zum Grünflächenmanagement durch. Die diesjährige Tagung findet am 5. November statt. Sie widmet sich dem Thema «Insourcing/Outsourcing». Weitere Informationen dazu finden Interessierte unter: www.zhaw.ch/iunr/gruenflaechenmanagement

«Mir ist der Kontakt zu den Bewohnerinnen und Bewohnern sehr wichtig. Ich pflanze Pflanzen an, die sie aus ihrer Vergangenheit kennen», sagt Erwin Jost, Gärtner in der Solina Steffisburg.

Nach der Erfassung der vorhandenen grünen Infrastruktur und der Berechnung der damit verbundenen (Unterhalts-)Kosten werden die Nutzung des Grünraums, die ökologische Aufwertung und die Kostenoptimierung definiert. Im Projekt mit der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich (PUK) am Standort Rheinau stand neben der ökonomischen Komponente die ökologische Optimierung im Fokus: Künftig sollten mindestens 30 Prozent der Grünflächen naturnah gestaltet sein. Die Forschungsgruppe Freiraummanagement schlug der PUK vor, artenreiche Blumenwiesen zu gestalten. Als Entscheidungshilfe dienten Visualisierungen verschiedener Szenarien mit Hilfe von Fotomontagen sowie die Berechnung der künftig anfallenden Pflegekosten der Grünanlagen.

Optimieren heisst Synergien erkennen und nutzen

Der Aspekt der Effizienz ist wichtig, aber nicht das einzige Kriterium. Gleichwohl zeigt eine sorgfältige Analyse, die alle Faktoren berücksichtigt, dass eine Effizienzsteigerung ohne Qualitätseinbußen möglich ist mittels systematischen Vorgehens und professionellen Managements. Die Optimierungsmöglichkeiten sind häufig nicht offensichtlich; zu finden sind sie beispielsweise in spezifischen gärtnerischen Überlegungen. So können arbeitsintensive Wechselflorrabatten durch dauerhafte, vielfältige Staudenmischpflanzungen ersetzt werden. Diese Umstellung realisierte beispielsweise das Kinderspital Zürich im vergangenen Jahr: eine ökologisch und ökonomisch sinnvolle Anpassung, da weniger ressourcenintensiv und gleichzeitig artenvielfältig. «Der Ersatz der Wechselflorbepflanzungen durch Staudenmischpflanzungen steigerte die Effizienz und erhöhte die ästhetische Qualität», bestätigen die Grünraumverantwortlichen des Kinderspitals. Wenn sich Mitarbeitende und Besuchende nach solchen Bepflanzungsarten für den eigenen Garten erkundigen, zeigt dies, dass die Lösung auch ästhetische Ansprüche im privaten Bereich erfüllt.

Die Einbindung der Bewohner in die Gartenarbeit erfordert agogisches Wissen.

Am Ziel locken Mehrwert und Imagegewinn

Die Umgestaltung institutioneller Grünräume bietet grosses Potenzial. Es in die Realität umzusetzen, bedingt eine umfassende Analyse und eine individuelle Planung. Eine Beurteilung aus gärtnerischer Sicht reicht bei Weitem nicht aus; vielmehr sind die Bedürfnisse der Menschen, die in den Institutionen leben, zu berücksichtigen. Gleichzeitig gilt es, eine effiziente Arbeitsweise zu ermöglichen, indem betriebswirtschaftliches Know-how und die entsprechenden Kennzahlen berücksichtigt werden. Zudem spielen die ökologischen Zusammenhänge eine wichtige Rolle – schliesslich handelt es sich um die Planung eines Grünraums. Wer alle genannten Dimensionen berücksichtigt, wer die Aufgabe systematisch und interdisziplinär angeht, schafft einen deutlichen Mehrwert. Der umgestaltete Grünraum bedeutet im besten Fall Imagegewinn und erhöht die Attraktivität der Institution. Und: In einem baulich verdichteten Umfeld gewinnt der Faktor Grün zusätzlich an Bedeutung. ●

Das Thema Behinderung wird im Parlament jetzt ernst genommen

Nationalrat im Bundeshaus in Bern zu sein, bedeutet für mich Ehre, vor allem aber Verpflichtung. Mit dieser Einstellung nahm ich meine Aufgabe als Mitglied der Grossen Kammer am 5. Dezember 2011 in Angriff. Die Erwartungen für meine Tätigkeit im «Palais fédérale» waren sehr vielfältig. Ich wollte mich im Feld der arrivierten Politikerinnen und Politiker unseres Landes behaupten: Dieses ehrgeizige Ziel setzte ich mir vor vier Jahren. Dabei war ich mir sehr wohl bewusst, dass es einige Zeit in Anspruch nehmen würde, im Parlament richtig anzukommen. Aus verschiedenen Gründen. Die Situation als CVP-Vertreter mit einer schweren Körperbehinderung hinderte mich in keiner Art und Weise daran, schon bald sehr viel Offenheit und Wohlwollen zu spüren. Aus unsicheren Begegnungen wurden schnell wertvolle gegenseitige Erlebnisse des Austauschs.

Als Novize, der zuerst einmal seine Sporen abzuverdienen hatte, stiess ich bei ersten politischen Aktivitäten nicht nur auf Verständnis. Ich bin durchaus ein Mensch, der bereit ist, zuerst einmal zuzuhören. Doch wenn bei mir das innere Feuer brennt und ich das Gefühl habe, mich engagiert einsetzen zu müssen, bin ich nur schwer zurückzuhalten. Mein Credo lautete auch in meiner ersten Legislatur: Ich sage etwas, wenn ich etwas zu sagen habe. So geschehen in der Diskussion um die IV-Revision 6b. Mein Engagement gegen die Kürzung von Renten bei Schwerbehinderten kam aus Überzeugung, liess im Rat aber auch die Fronten verhärten. Nein, ich will keinen Ausbau des Sozialstaats, dafür aber vernünftige und faire Lösungen.

Sich der Hackordnung im Nationalrat und in der eigenen Fraktion unterordnen zu müssen, ist eine besondere Geschichte. Zum einen finde ich es richtig, dass man sich zuerst in die komplexen Dossiers einarbeitet, bevor man sich pointiert in Sachfragen einmischt. Auf der anderen Seite tut es aber dem Kreis der Selbstausgewählten schon auch gut, etwas frischem Gegenwind ausgesetzt zu sein. Dagegenzuhalten, auch wenn es nicht leicht fällt, ist eine gute Schulung. Das merkte ich bei verschiedenen Geschäften. Per se der Vertreter von Menschen mit einer Beeinträchtigung zu sein: Diese Rolle habe ich nicht gesucht. Sie wurde gelegentlich zur echten Herausforderung für mich. Dass Hoffnungen auf mir ruhten, wurde für mich glücklicherweise aber nie zur lähmenden Belastung. Denn kämpfen zu können, erhöht ja auch die Chance zu gewinnen. Persönlich ist es mir sehr wichtig, dass das Thema Behinderung jetzt im Parlament ernst genommen wird. Alleine schon meine physische Präsenz verunmöglicht es, bei vielen heiklen Fragen in diesem Bereich nur «groszügig» wegzuschauen. Auch die CVP wurde motiviert, ihre



«Herzblut zu zeigen und fair zu bleiben sind meine Vorgaben für die neue Legislaturperiode.»

Christian Lohr,
Nationalrat CVP

traditionell ethisch vorbildliche Sichtweise wieder stärker einzubringen. Damit wurde von 2011 bis 2015 etwas erreicht, nicht für mich, sondern für die vielen Betroffenen in der Schweiz.

Leben mit Erfolg und Niederlagen

Neben der Sozialpolitik richtete sich mein Fokus in der ersten Amtsdauer besonders auf Gesundheitsthemen. So galt mein erstes Votum im Rat dem Präventionsgesetz, das schliesslich sang- und klanglos beerdigt wurde. Die Premiere als Kommissionssprecher erlebte ich mit dem Transplantationsgesetz. So sehr andere Geschäfte jeweils von Parteiideologien geprägt waren: Hier ging es um ethisch-persönliche Wahrnehmungen und Grundhaltungen. Das beeindruckte mich sehr.

Die medialen Auswirkungen von Aussagen zählen für mich zum Interessantesten, was ich aus dem ersten Durchgang in der Grossen Kammer mitnehme. Selbst als Journalist staunte ich bisweilen, wie sehr sich diese vierte Kraft im Staat immer wieder krampfhaft bemüht, Einfluss zu nehmen.

Am meisten bewusst wurde mir dies bei der Verfassungsabstimmung über die Präimplantationsdiagnostik. Ich gehörte zu den Verlierern, damit muss ich leben.

In Bern als glaubwürdiger Sportförderer tätig zu sein, bereitere mir innere Freude und Genugtuung. Meiner Motion für «Jugend+Sport» war Erfolg beschieden.

Herzblut bei der Sache zu zeigen und dabei immer fair zu bleiben, setze ich mir auch als Vorgabe für die neue Legislaturperiode. Dabei will ich noch mehr kämpfen, noch klarer werden, noch entschiedener dort eingreifen, wo es nötig ist. Handlungsfelder gibt es ja wahrlich genügend. ●

«Nein, ich will keinen Ausbau des Sozialstaats, sondern vernünftige und faire Lösungen.»

Carte blanche: Haarsträubende Fälle und Erfolgserlebnisse

Ist generelle Kritik an den Kesb berechtigt, die das ganze System infrage stellt?

Von David Oberholzer*

Vor zweieinhalb Jahren löste das Erwachsenenschutzgesetz das über hundertjährige Vormundschaftsrecht ab. Was gab und gibt es rund um das Thema der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) seither nicht alles zu lesen und zu hören! Die Kesb leisteten im Grossen und Ganzen gute Arbeit, meinen die einen, während andere die Behörde als arrogant, unmenschlich, faul und inkompetent kritisieren und gar wieder deren Abschaffung fordern. Unwidersprochen dürfte sein, dass die Kesb schwierige Aufgaben bewältigen müssen. Den Schutz von Personen sicherzustellen, die nicht selbstständig in der Lage sind, die für sie notwendige Unterstützung einzuholen, ist anspruchsvoll. Ebenfalls klar ist, dass die Kompetenz der vielen verschiedenen Behörden sowie deren Mitarbeitenden variiert. Fälle wie «Flaach ZH» oder «Sisseln AG» sind tragisch und machen uns betroffen. Aber repräsentieren diese Fälle wirklich die gesamte Arbeit der Kesb? Gab es ähnliche Fälle nicht auch schon früher? Ist generelle Kritik, die das gesamte System infrage stellt, berechtigt? Unser Rechtsstaat braucht gut funktionierende Behörden, die schwierige Entscheide kompetent fällen. Fehlentscheide sind bei komplexen und angespannten Familiensituationen leider nicht auszuschliessen. Inakzeptabel ist hingegen, wenn Behördenwillkür Fehlentscheide verursacht. Lese ich die

Kommentare von Bürgern auf Berichte in den Medien, erstaunt mich besonders, wie häufig sie von selbst erlebten negativen Erfahrungen mit der Kesb handeln und mit welcher emotionalen Heftigkeit die Berichte ausfallen. Das stimmt mich nachdenklich. Vehement wehre ich mich gegen Aussagen, dass Kinder und Jugendliche ins Heim gesteckt werden, um damit die «Kollegen aus der Sozialindustrie mit Arbeit zu versorgen». Niemand spricht Einweisungen in stationäre Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe leichtsinnig und unreflektiert aus. Die Hürden für Fremdplatzierungen sind hoch.

Mitgliederinstitutionen schilderten mir sowohl haarsträubende Fälle als auch Erfolgserlebnisse. Einerseits höre ich von Verfügungen, die aus Sicht der Institutionen fachlich weder sinnvoll noch zweckmässig seien und dennoch angeordnet wurden. Doch auch das Umgekehrte wurde mir schon zugetragen: Dass die Kesb ausgesprochene Zuweisungen nach Wochen kommentarlos wieder sistiere, obwohl die Institutionen dafür die Plätze reserviert und entsprechend andere Anfragen abgewiesen hätten. Andererseits berichten unsere Mitglieder aber auch, die Kesb bemühten sich, die Institutionen frühzeitig und konstruktiv fachlich einzubinden.

Im Überblick zeigt sich, dass die Herausforderungen, die die Kesb bewältigen müssen, riesig sind. Undifferenzier-

te und polemische Berichterstattungen sind der Sache nicht dienlich. Genauso wenig sollten alle Behörden über einen Kamm geschert werden. Grundsätzlich ist ein Schritt in die richtige Richtung getan mit einer Fachbehörde, die die Chancen und Risiken zum Wohl der Kinder und Jugendlichen und der involvierten Erwachsenen behutsam abwägt. Ergänzend und nicht minder wertvoll wäre es, wenn wieder vermehrt Frauen und Männer für ihre Mitmenschen einstehen und sie unterstützen würden. Dazu gehört auch, Verantwortung zu übernehmen und Courage zu zeigen.

*David Oberholzer leitet den Fachbereich Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen bei Curaviva Schweiz.

Einfach sicher wohnen.

Publireportage

Die durchschnittliche Lebenserwartung steigt – und mit ihr das Bedürfnis vieler Menschen nach Unabhängigkeit im Alter. Ein Bedürfnis, das mit dem stetig wachsenden Anspruch nach Sicherheit oft unvereinbar scheint. Doch der Schein trügt: Dank Swisscom SmartLife Care wird in Alterswohnungen die Sicherheit zur pflegeleichten, diskreten Mitbewohnerin.

Der Schutzgeist Genius bewahrt Menschen vor Unheil. Swisscom SmartLife Genius tut es seinem römischen Namensgeber mit einer bemerkenswerten Benutzerfreundlichkeit gleich. Im Ernstfall genügt ein Knopfdruck, um mit der neuesten Notruflösung aus dem Hause Swisscom eine Verbindung zu einem persönlichen Kontakt oder der 24-h-Notrufzentrale aufzubauen. Ohne Hörer und Festnetz: Die gesamte Kommunikation läuft über die integrierte Freisprecheinrichtung und das zuverlässigste Mobilfunknetz der Schweiz.

Genius – rasch installiert, rasch erweitert.

Für den Einsatz des Genius-Basisgeräts werden lediglich ein Netzanschluss, Mobilfunkempfang sowie eines von drei SmartLife Care-Abos benötigt. Doch erst mit den vielfältigen Zusatzsensoren entfaltet das flexible System seine volle Wirkung. Durch den drahtlosen Anschluss von bis zu 99 externen Kontroll- und Alarmgeräten wie Rauch-, Wasser- oder Bewegungsmeldern kann jedes Wohnumfeld nach Mass abgesichert werden.

Mini – der smarte Begleiter für Entdecker.

Wer es nicht nur einfach, sondern auch mobil mag, findet im Swisscom SmartLife Care Mini den idealen Begleiter. Mit dem diskreten Schutzengel für die Tasche ist Hilfe im Fall der Fälle auch unterwegs nur einen Knopfdruck weit entfernt. Dank GPS-Modul und automatischer SMS-Benachrichtigung weiss der Gesprächspartner dabei sogar, wo sich die hilfesuchende Person gerade befindet. Einem unbeschwertem Spaziergang steht somit nichts mehr im Weg.



Weitere Informationen zu den Lösungen von Swisscom SmartLife Care und eine unverbindliche Beratung erhalten Sie bei folgenden Ansprechpartnern:



Bojan Simic ist Geschäftsführer der auf Unternehmens- und Geschäftsfeldentwicklung spezialisierten **Beratungsboutique ejd** in Zürich. Das Unternehmen verfügt über hervorragende Kenntnisse zum Thema Wohnen im Alter und Wohnen mit Dienstleistungen sowie fundierte Erfahrung im Aufbau und in der operativen Leitung von Serviceorganisationen für diese Wohnformen.

Kontakt: bojan.simic@ejd.ch, 078 807 88 88



Reto Weber kümmert sich als Senior Product Manager Care im Bereich **Smart Living der Swisscom (Schweiz) AG** um Lösungen im Bereich Notruf. Neben einer höheren technischen und betriebswirtschaftlichen Ausbildung verfügt er auch über einen CAS-Abschluss in Gerontologie der Universität Zürich.

Kontakt: reto.weber1@swisscom.com, 079 500 77 22



Bausteine für eine effiziente Verwaltung:

Lobos 3.X



LOBOS Informatik AG

Auenstrasse 4
8600 Dübendorf

Airport-Business-Center 64
3123 Belp

Tel. 044 825 77 77
info@lobos.ch
www.lobos.ch

Unsere Software Lobos 3.X bietet die grösste Modulvielfalt, und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Know-how – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.

Wenn Sie wissen möchten, was mit uns und unseren Bausteinen alles möglich ist, fragen Sie uns oder unsere Kunden. Eine umfangreiche Referenzliste für den Branchenprimus Lobos 3.X finden Sie unter lobos.ch im Internet.